

# NiLS MOHL

Die Welt ist aus unseren

**Gechichten**

**gemacht**



Werkstattgespräche

2025  
© Verlagsbude, Hamburg & Mainz  
Alle Rechte vorbehalten.  
Grafische Gestaltung: NM, Hamburg

NiLS MoHL

# Die Welt ist aus unseren Geschichten gemacht

Werkstattgespräche



## **Inhalt**

Die Welt ist aus unseren Geschichten gemacht (2012)

Gespräch mit Ulf Cronenberg

5

Das Thema Erwachsenwerden hat mich gepackt (2013)

Gespräch mit Caroline Roeder

11

Ich lebe tatsächlich in dieser Romanwelt (2013)

Gespräch mit Katja Weise

18

Diese wackeligen Ich-Transformationen (2015)

Gespräch mit Ute Wegmann

29

Wer schreibt, der bleibt (2015)

Gespräch mit Jochen Heins

37

Abenteuer des Erwachsenwerdens (2016)

Gespräche mit Heidi Lexe

48

Jungsein ist etwas Großartiges (2019)

Gespräch mit Karin Vach

57

# Die Welt ist aus unseren Geschichten gemacht

(2012)

## über Bücher für Heranwachsende und das Erzählen

*Oktober 2012. Nach dem Gewinn des Deutschen Jugendliteraturpreises für „Es war einmal Indianerland“ führte Ulf Cronenberg mit dem Autor ein Gespräch per E-Mail, das sich bis zum Dezember 2012 nach und nach zum fertigen Text entwickelte und auf [Jugendbuchtipp.de](http://Jugendbuchtipp.de) erschien.*

**Herr Mohl, am Montag, nachdem Sie für „Es war einmal Indianerland“ den Deutschen Jugendliteraturpreis bekommen hatten, war ich in meinem „Haus-Buchladen“. Die für den Kinder- und Jugendbuchbereich zuständige Buchhändlerin wusste noch nichts von den Preisträgern. Ihre Reaktion, als ich „Es war einmal Indianerland“ als Preisbuch im Jugendbuchbereich nannte, war: „Ich fand das Buch schon gut, aber ich weiß nicht, wem ich es empfehlen soll.“ Eine für Sie verständliche Reaktion?**

Was ich mir jetzt vorstelle: Ihre Buchhändlerin im kundenleeren Geschäftsraum, der verzweifelte Blick geht zur Ladentür. Niemand kommt. Aber ich ahne, die Reaktion hatte nichts mit den Problemen des stationären Buchhandels zu tun, sondern etwas mit Form und Sprache meines Romans, oder? Sie haben hoffentlich nachgefragt: Wo genau drückt denn der Schuh? Eigentlich geht es in Indianerland ja vor allem um die Liebe und das Erwachsenwerden, Themen von steter Aktualität und Dringlichkeit, wenn ich richtig informiert bin. Und ordentlich zur Sache geht's außerdem: Mord, Boxkämpfe, abenteuerliche Freibadnächte und Festivals, Indianer. Ich bilde mir ein, so etwas müsste sich doch ganz prima unter Leute bringen lassen.

**Ich habe nur oberflächlich nachgefragt, weil ich nicht so viel Zeit hatte. Aber ersichtlich war, dass die Jugendlichen, die die Buchhändlerin berät, meist einer bestimmten Zielgruppe entsprechen: eher Mädchen als Jungen, viele Fantasy- und Thriller-Leser, wohl eher wenig interessiert an**

**komplexen und vielschichtigen Geschichten. Vielleicht stehen potenzielle Leser von „Es war einmal Indianerland“ im Alter von 15 oder 16 Jahren eben eher vor den Erwachsenenregalen?**

Für mich war in dem Alter die Jugendabteilung ebenfalls Tabu. Schlechte Erfahrungen, steigende Ansprüche. Und die Vielleser, die es auf eine bestimmte Kost abgesehen haben, bekommt man ohnehin nur schwerlich, wenn man seine Sache als Schriftsteller ernst nimmt. Trash-Junkies können sich ihr Zeug ja völlig legal und zu Schleuderpreisen überall holen. Das Genre-Stigma ist vermutlich also nur ein Problem von vielen. War es aber schon immer. Raymond Chandler, zweifelsfrei Hochliteratur, findet man bis heute tendenziell eher in der Krimi-Ecke. Wenn man ihn denn dort überhaupt findet, zwischen der ganze Saisonware, die ja auch die anderen Regale rundum verstopft. Sie wissen das natürlich: Mit der eigenen Lesebiographie ist es wie mit dem richtigen Leben, es lohnt sich, neugierig zu bleiben. Aber zum Glück wird den Neugierigen ja meist geholfen.

**Mich irritiert in Ihrer Antwort einiges – positiv formuliert: der hohe Anspruch, mit dem Sie auf Literatur schauen und dem Sie sich als Schriftsteller wahrscheinlich selbst stellen möchten negativ formuliert: Ihre abwertende Haltung bestimmten Genres gegenüber. Klar, der Buchmarkt hat sich (wie in den letzten Jahrzehnten das meiste im Leben) übermäßig beschleunigt, wird überschwemmt, die Geschichten vieler Bücher wurden schon mal erzählt, zu viele Bücher sind gezielt auf ein Publikum, das bedient werden will, hingeschrieben, manche Bücher geizen nicht mit Klischees ... Aber muss man nicht ein bisschen gnädiger sein? Mir ist lieber, ein Jugendlicher liest den 53. Fantasy-Roman, als dass er jeden Tag viele Stunden vor dem Fernseher versumpft.**

Das haben wir natürlich so verinnerlicht: Bücher machen nicht unbedingt dümmer, vor dem Fernseher schalten wir das Hirn aus. Nur: Erzählt wird in beiden Medien. Ich selbst besitze gar keinen Fernseher mehr, aber als ich vor gut zwei Jahren die erste Staffel von „The Wire“ auf DVD gesehen habe, war ich danach wirklich geplättet. Die Meinung habe ich nicht exklusiv: Diese Serie, eine Ensemble-Erzählung rund um die Drogenkriminalität in Baltimore, bietet alles, was ein erstklassiger Roman auch bietet. Inklusive allegorischer Dimension, die eine Menge über den Menschen im Hier und Jetzt verrät.

Das Fernsehen kann erzählerisch eine Menge. Das ist das eine. Das andere: Ich habe überhaupt nichts gegen Oger, Vampire, Androiden und andere Fabelwesen, das sind auch nur Menschen – und auf eine Art ist alle Literatur immer Genreliteratur. Ich komme bloß mit dem Gedanken nicht klar, dass alles, was zwischen Buchdeckeln steckt und unter dem Rubrum Roman unter die Menschen gebracht wird, auch per se ein Segen ist. Oder

zumindest keinen Schaden anrichtet. Das halte ich für naiv. Und es ist deshalb wichtig, für Qualität zu streiten. Und gegen reine Zerstreuung. Ganz unabhängig vom Medium.

**Perlen im Fernsehen zu finden, ist allerdings, das wäre meine Behauptung, schwieriger als sie zwischen Buchdeckeln zu entdecken. Das Erzählerische sehe ich eher im Kino-Format, bei dem sich das Fernsehen allerdings für das Abendprogramm gerne bedient. Aber vielleicht sage ich das nur, weil ich selbst so gut wie nie fernsehe und weil ich, wenn ich anderen mal über die Schulter schaue, wenn der Fernseher läuft, nicht gerade davon angezogen werde. Aber vielleicht ist das Fernsehen (das gilt aber definitiv nur für manche Sender) besser als das, was die Nutzer daraus ziehen ...**

Wer fernsieht, setzt sich einer riesigen Geschichtenschleuder aus, alles, was wir dort aufgetischt bekommen, beruht auf ausgetüftelten Inszenierungen. Ganz fraglos ist das nicht ohne. Und es wäre natürlich schöner, wenn die Macher selbst weniger stumpf ihre traurigen Halligalli-Spektakel machen und zudem ihrem Publikum grundsätzlich mehr zutrauen würden. Es wäre auch nicht so beängstigend. Ich behaupte ja gerne: Die Welt ist aus unseren Geschichten gemacht. Aber an dieser Stelle blenden wir uns vielleicht doch besser aus diesem Programmteil aus, oder? Das wird sonst richtig unheimlich.

**Ja, gerne. Und wie sieht es mit Computerspielen aus? Gilt für sie das Gleiche wie fürs Fernsehen? Gerade bei Jungen sind Computerspiele neben Schule und Fernsehen wahrscheinlich der größte Antagonist zum Lesen ...**

Ist das so? Ich weiß nicht. Gehört der Spieltrieb nicht einfach zum elementaren menschlichen Repertoire dazu – wie das Erzählen auch? Wenn ich etwas gründlicher die Klassiker gelesen hätte, würde ich jetzt womöglich mit Friedrich Schiller protzen können. Sinngemäß hat der mal behauptet, meine ich, an der Art wie jemand seinen Spielbetrieb befriedigt, lässt sich dessen Schönheitsideal ablesen. Er wollte so Griechen gegen Römer ausspielen, mochte olympische Spiele jedenfalls lieber als Gladiatorenkämpfe.

Ich selbst besitze kein großes Faible für Spiele. Nicht für Computerspiele, nicht für Brettspiele, nicht für Rollenspiele. Das langweilt mich alles furchtbar schnell. Sport, speziell Fußball, ist da die Ausnahme. Davon abgesehen: Ich denke, dass Literatur nicht gegen etwas antritt. Wenn jemand auf das Erlebnis Literatur verzichtet, denkt unsereins ja gerne: Da

stimmt was nicht. Womöglich stimmt aber auch einfach mit der Literatur etwas nicht.

**Ich muss da doch noch einmal etwas nachhaken: Natürlich tritt Literatur nicht direkt wie Muhammad Ali gegen George Foreman gegen etwas anderes an. Aus pädagogischer Sicht würde ich das aber mal so sehen: Ein Jugendlicher steht nach 8 Stunden Schule mit wenig Lust auf Hausaufgaben gelangweilt in seinem Zimmer und überlegt, was er machen kann. Links das kleine Bücherregal (seine Mutter hat ihm neulich „Tschick“ geschenkt), rechts der Computer mit dem letzte Woche gekauften „Medal of Honor: Warfighter“, einem Egoshooter, der einen als Elite-Soldat in die Krisengebiete der Welt katapultiert. Warum greifen sehr viele, vielleicht die meisten Jugendlichen zum Spiel? Liegt es an der Literatur? Als Deutschlehrer wäre es mir natürlich der Griff zum Buch lieber (ich wäre schon zufrieden, wenn die Entscheidung bei einem Jugendlichen in 30 % dieser Situationen für ein Buch ausfallen würde).**

Mir fällt dazu ein: Ali hat bei seinem legendären Kampf gegen Foreman, beim „Rumble in the Jungle“, ja darauf gebaut, dass er so lange die harten Schläge des Gegners wegstecken kann, bis der müde wird. Das war kein Spaß, aber bekanntlich ging die Taktik auf. Die spannende Frage ist, warum hat Ali sich das überhaupt angetan? Und ich habe den Eindruck, Ihr Beispiel läuft auf etwas sehr Ähnliches hinaus.

Literatur, wenn Sie etwas taugt, macht dem Leser das Angebot, über sich hinauszuwachsen. Der Antrieb dazu liegt natürlich in jedem selbst. Ich glaube eben nicht, dass die Anziehungskraft des Egoshooters – worin immer die überhaupt bestehen mag – dem Lesen im Weg steht. Wenn meinetwegen ein Jugendlicher mitbekommt, dass jemand, auf den er gerade ein Auge geworfen hat, sich mit einem Roman befasst, den er auch besitzt, wenn er hört, dass es in diesem Roman etwa auch, was weiß ich, um einen Helden geht, der sich als schwul outet, und dass das alles auch mit Witz geschrieben ist, dann kann das womöglich sehr schnell, sehr interessant werden. Wenn man so will: Ja, vielleicht liegt es an der Literatur. An den fehlenden Versprechungen. Es ist vielleicht in einem nicht unbedingt religiösen Sinne sogar eine Glaubensfrage, jedenfalls in letzter Konsequenz. Will ich Betäubung? Oder will ich mehr, will ich mich dem Leben stellen und mich beweisen?

Ich weiß, dass das alles leicht albern und pathetisch klingt. Aber auch das ist so ein Punkt: Es ist einfach nicht wahr, dass Literatur Jugendlichen wenig zu bieten hat. Womöglich ist sie nur schlicht nichts für Waschlappen, die es sich gerne einfach machen.



**Sie haben vorhin gesagt, dass es sich für Leser (wie allgemein im Leben) lohnt, neugierig zu bleiben. Dem stimme ich ohne Vorbehalte zu. Um den pädagogischen Aspekt hineinzubringen: Wie kann man Jugendliche denn dazu bringen, neugierig zu sein und zu bleiben? Kann das mit Büchern, mit Literaturvermittlung gelingen?**

Ich glaube, wenn die Erfahrung eines überwältigenden Romans einmal gemacht ist, gibt es kein zurück mehr. Die Neugier bleibt dann automatisch wach. Und es wäre deshalb toll, wenn viel lauter und packender über das gesprochen und geschrieben würde, was wir gerne lesen – und was uns Geschichten wirklich bedeuten.

Jugendlichen sollte man das Gefühl geben, es lohnt sich, das bisschen Konzentrationsleistung und Übung auf sich zu nehmen, die gebraucht wird, um sich auf das Abenteuer Roman einzulassen. Lehrer und andere Erwachsene, die ihnen Bücher ans Herz legen, sind da gefordert. Leidenschaft ist ansteckend. Die Frage, was es heißt, Mensch unter all den anderen Menschen zu sein, wird vielleicht nirgends anschaulicher und vielschichtiger verhandelt als in einem guten Roman. Der uralte und immerjunge Traum vom Blick in einen fremden Kopf wird durch das Erzählen so wahr wie nur möglich. Ich denke, das ist vermittelbar.

**In mir regt sich etwas Widerspruch. Steht da nicht der „Club der toten Dichter“-Mythos vom begeisternden Literaturvermittler dahinter? Die Realität sieht anders aus. Als Lehrer unterrichtet man oft 90 Schülerinnen und Schüler (drei Klassen) im Fach Deutsch und soll ihnen Literatur nahebringen. Die Konzentrationsherausforderung sich nicht bewegender Buchstaben ist lächerlich gering und damit unattraktiv für Jugendliche, die den 2-Sekunden-Takt des Bildschnitts aus Videos verinnerlicht haben. Das sind keine guten Bedingungen, die Erfahrung des überwältigenden Romans zu machen. Mir scheint, als könne das größtenteils nur innerhalb einer gewissen Bildungselite gelingen, deren Wohnzimmerwände sowieso schon mit Bücherregalen vollgestellt sind.**

Ich fürchte, ich weiß zu wenig über Lehrpläne und auch nicht genug über den heutigen Schulalltag von Jugendlichen, um wirklich eine vernünftige Antwort geben zu können. Aber ich kann mir denken, dass man einiges anbieten muss, um sie mit Literatur hinter dem Ofen hervorzulocken. Trotzdem: Warum nicht einfach mal mit überschaubaren Texten anfangen? Etwa mit einer packenden Kurzgeschichte. Vielleicht von Benjamin Maack. Ein noch junger Autor mit der besonderen Fähigkeit, Figuren zu entwerfen, deren meist verstörende Innenleben einem nicht platt vorbuchstabiert, sondern wortwörtlich schonungslos vor Augen geführt werden. Sein aktuelles Buch heißt „Monster“. Am besten eine Passage laut vorlesen oder vorlesen lassen. Ich bin mir sicher, danach hat

man zumindest ein Gespräch in Gange. Und wie hat William Faulkner einmal gesagt? „Ein Mensch, der Berge versetzt, beginnt damit, indem er kleine Steine abträgt.“

**Schade, dass ich gerade nur eine fünfte Klasse in Deutsch unterrichte – sonst hätte ich das glatt ausprobiert. Gespräche über Literatur (und damit am besten auch über das Leben) in Gang zu bringen, das ist jedenfalls schon mal ein guter, vielleicht auch nicht überfrachteter didaktischer Ansatz. Ich muss jetzt doch noch mal auf „Es war einmal Indianerland“ zurückkommen. Würden Sie sich freuen, wenn das Buch als Schullektüre empfohlen und dann auch häufig im Unterricht eingesetzt wird?**

Der Roman hält das aus, glaube ich. Weil er Lehrer sicher mehr fordert als Schüler. Und weil er geübte und intelligente Leser belohnt und Literaturspöttern das Spotten schwer macht. Latent ungemütlich bleibt allein die Vorstellung, dass etwas, das in der Welt ist, um anderen vor allem Freude zu bereiten, hier und da womöglich auch als Instrument der Marter wahrgenommen werden könnte. Aber ich zerbreche nicht an dieser Vorstellung. Zwei, drei, denen Indianerland etwas bedeutet, werden immer dabei sein, schätze ich. Und um die geht es selbstverständlich.

**Noch eine harmlose Abschlussfrage: Im März 2013 erscheint mit „Stadtrandritter“ der zweite Teil der Stadtrandsaga. Werden wir Mauser, Edda und Jackie wiederbegegnen?**

Oh, ich bin kein Serientäter. Der Rahmen meiner Liebe-Glaube-Hoffnung-Trilogie ist das Thema „Erwachsen werden“ – und alle drei Teile sollen in sich abgeschlossen sein. Das Wort „Saga“ habe ich in der Verlagsvorschau aber auch gelesen. Klingt natürlich gewaltig. Es stimmt insofern: Ausgangspunkt wird in jedem Roman immer die Plattenbausiedlung am Stadtrand sein, die nach dem Modell von Jenfeld entworfen wurde, wo ich selbst aufgewachsen bin. Was meine Helden angeht, bin ich allerdings nicht so anhänglich. Wobei: Edda taucht im zweiten Teil immerhin als Nebenfigur wieder auf, Mauser am Rande auch. Dazu noch Kondor, der diesmal sogar deutlich prominenter in Erscheinung tritt. Und Jackie? Ihr gönne ich dann im dritten Teil einen kleinen Gastauftritt. Als Animateurin in einem Club im fernen Süden. Soweit der Plan. Und zum Schluss der Hinweis: „Stadtrandritter“ erscheint erst im Herbst 2013. Bei dem Titel hätte ich gewarnt sein können: Das Abenteuer hat sich schlicht zu einem stattlichen Epos ausgewachsen. Ich bin sicher, ihre Buchhändlerin wird die Hände über dem Kopf zusammenschlagen.

# Das Thema Erwachsenwerden hat mich gepackt

(2013)

## über den Werdegang und das Erwachsenwerden

*Januar 2013, Literaturcafé, Ludwigsburg. Das Gespräch führte Caroline Roeder, Professorin an der dortigen PH, live vor studentischem Publikum. Für die schriftliche Fassung wurde es gekürzt und überarbeitet.*

**Sie sind eigentlich originär kein Kinder- und Jugendbuch-Autor. Erzählen sie uns doch bitte, wie sind Sie zum Schreiben gekommen? Können Sie von Ihren Anfängen erzählen? Sie haben Literaturwissenschaften in Kiel, Tübingen und Berlin studiert. In der Regel hält einen ein Studium einen doch vom Schreiben ab oder wie war das bei Ihnen?**

Ich denke heute, dass das eine Art Zeitschinden war. Es braucht eine ganze Weile, bis man kapiert hat, wie das ungefähr läuft mit dem Schreiben von Geschichten und bis man auch eine Ahnung hat, was wirklich erzählenswert ist. Deshalb war das Studium doch ganz gut. Ich hatte damals viel Zeit zu lesen und ins Kino zu gehen und all diese Dinge zu tun, die unheimlich wichtig sind – was man aber erst später bemerkt. Und mit Ende Zwanzig hatte ich dann einen Abschluss und einen Job an einer Kaufhauskasse. Da fiel mir auf, dass es das Genre „Kassierer-Roman“ noch gar nicht gibt – und das wollte ich gerne ändern.

**Ihr Roman „Kasse 53“ (2008) ist leider im Moment nicht mehr lieferbar, wird er wieder aufgelegt?**

Nach dem Gewinn des Deutschen Jugendliteraturpreises hatte ich quasi einen Wunsch bei meinem Verlag frei. Und ich habe mir eine Taschenbuchausgabe von „Kasse 53“ gewünscht. Und die erscheint tatsächlich im Winter 2014.

**Sie haben dann aber doch noch einen anderen Beruf ergriffen. Sie sind Werbetexter und schreiben für die Werbebranche. Haben Sie das ‚erlernt‘? Oder sind Sie ein Quereinsteiger?**

Als mir klar war, dass das ein wenig dauert mit dem ersten Roman, musste ich mir überlegen, wie ich mir meinen Lebensunterhalt finanziere. An der Kaufhauskasse wollte ich nicht ewig sitzen bleiben und darum habe ich noch einmal studiert: Kulturmanagement. Am Ende war ich mit dem Diplom in der Tasche einmal in einem Großkonzern zum Vorstellungsgespräch. Mein Gegenüber, der Marketingchef, brach das Ganze bereits nach fünf Minuten ab und fragte mich: „Sie wollen die Stelle doch gar nicht, richtig?“ Ein toller Typ. Er hatte Recht: Ich wollte nicht als Veranstaltungsmanager arbeiten. Eingeladen hatte er mich, weil er mein Anschreiben gelungen fand. Und deshalb empfahl er mir auch, mich mal als Texter zu bewerben. Aber wenn ich etwas nie werden wollte, dann war es Werbetexter. Nachdem ich allerdings ungefähr 100 erfolglose Bewerbungen als Kulturmanager verschickt hatte und inzwischen in einem Lager Schrauben in Papiertüten sortierte, habe ich mich spaßeshalber einfach doch mal auf Stellen in der Werbung beworben. Im Handumdrehen bekam ich ein bezahltes Praktikum und wenig später meine erste Festanstellung. Der Start in der Agentur war holprig. Aber es ist einfach so, dass man als Texter unheimlich gut bezahlt wird, und das für Dinge, für die man sein Hirn nicht unbedingt so stark anstrengen muss. Das ist ganz praktisch, wenn man gleichzeitig noch einen Beruf hat, in dem man sein Gehirn doch sehr braucht.

**Kommt es Ihrem Schreiben zugute, dass Sie auch in ihrem Brotberuf mit Text arbeiten? Denn Sie arbeiten als Werbetexter ja sozusagen mit Wortmaterial.**

Ich bestreite immer gern, dass die Dinge etwas miteinander zu tun haben. Die Werbesprache ist nicht besonders komplex. Bemerkenswert ist vielleicht, dass man es bei Werbemitteln oft mit nicht-linearen und zudem grafisch gestalteten Textgebilden zu tun hat. Vielleicht schult das ein wenig das Gefühl für Komposition. Und man produziert eine ganze Menge Ausschuss, weil immer Alternativen geliefert werden müssen. Dadurch wird man womöglich experimentierfreudiger. Aber die Art des Erzählens und der Zweck sind letztlich doch grundverschieden. In dem einen Job ist man der Typ, der schlechte Witze reißt, um etwas zu verkaufen, in dem anderen buhlt man um Herzen.

**Es hat einige Jahre gedauert, bis ihr erster Roman fertig war. Wie haben Sie sich in dieser Zeit gefühlt? Hatten Sie das Gefühl: Diese Arbeit ist**

**meine Destination! Ja, ich werde Autor, ich kann das bleiben? Was hat Sie motiviert nicht aufzugeben, dran zu bleiben?**

Wichtig war vermutlich, dass ich recht bald mit einigen Kurzgeschichten, die parallel zu dem Roman entstanden sind, Erfolg bei Wettbewerben hatte. Es war trotzdem ein zäher Weg. „Kasse 53“ erschien erst nach zermürender Verlagssuche, in kleiner Auflage. 2008 war das. Und zwölf Kurzgeschichten kamen ein Jahr später in dem Band „Ich wäre tendenziell für ein Happy End“ bei einem weiteren Kleinverlag raus. Nach einer Lesung bei der Leipziger Buchmesse kam danach eine Lektorin von Rowohlt auf mich zu. Ihr gefiel eine der Kurzgeschichten. Darin ging es um einem 17-jährigen Jungen, der in einer Plattenbausiedlung am Stadtrand wohnt. Die Lektorin, Christiane Steen, fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, so etwas als Roman zu schreiben. Sie schlug mir vor, ein Exposé anzufertigen, und gab mir drei Wochen Zeit. Ich habe den Text pünktlich an den Verlag geschickt, rechnete aber eigentlich damit, dass man sagt: „Ja, ganz prima. Schreiben Sie doch mal die ersten 150 Seiten und dann sprechen wir uns wieder.“ Aber tatsächlich hat man mir einen Vertrag angeboten. Das Ganze im Grunde auf der Basis von fünfzehn Seiten. Das fand ich so fantastisch, dass ich auch wissen wollte, ob das Konzept aufgeht, ob das alles klappt. Und dann habe ich meinen Roman „Es war einmal Indianerland“ geschrieben.

**Und es hat sowas von geklappt, würde ein Mohl-Protagonist dazu sagen! Bevor wir uns noch weiter in den Text hineinfragen, könnten Sie uns vielleicht ein bisschen zu „Es war einmal Indianerland“ erzählen.**

Wenn man den Roman zu lesen beginnt, hat man vielleicht das Gefühl, das ist wie so ein Film, der falsch zusammengeschnitten ist. Es dauert vermutlich eine ganze Weile, bis man blickt, dass das so gewollt ist. Und dann dauert es wahrscheinlich noch ein bisschen länger, bis man kapiert hat, dass das genau so richtig ist. Das Verfahren ist nicht ohne Risiko – nicht alle Leser haben schließlich diese Geduld. Es spiegelt formal dafür sehr schön den Zustand des Erzählers, denke ich. Dieser namenlose Ich-Erzähler ist 17 Jahre alt und der lebt in einer dieser Betonwüsten wie es sie in den Außenbezirken jeder größeren Stadt gibt. Er ist ein ziemlich talentierter Boxer. Es sind Sommerferien und dann passiert einiges, was sein Leben auf den Kopf stellt: Er lernt ein rothaariges Mädchen kennen, das ihn ziemlich beeindruckt: Jackie. Und dann gibt es noch ein anderes Mädchen, Edda, das sich für ihn interessiert. Jackie lebt auf der anderen Seite der Stadt, in einer Gegend, in der er im Grunde genommen noch nie war. Edda arbeitet in der Videothek bei ihm um die Ecke. Dann gibt es eine Horde verrückter Studenten, die einen Flashmob planen, es gibt eine Nacht im Freibad, es gibt einen Mord in unmittelbarer Nähe des Erzählers, es gibt einen Mörder, der flieht, es gibt Boxkämpfe, es gibt ein großes Festival an der Grenze, es

gibt eine Bohrmaschine, es gibt ein Weltunfall, es gibt einen Indianer, der immer wieder auftaucht und es gibt ganz viele heiße Tage und am Ende ein gigantisches Unwetter. Und nach und nach entsteht so eine Geschichte, die sich wie ein Puzzle zusammensetzt.

**Die Edda, die der junge Mann in der Videothek kennenlernt, sagt zu ihm „Du bist 17, es ist dein Recht, dich von der Welt nicht verstanden zu fühlen.“ Ist das das Thema, das den Protagonisten die ganze Zeit bewegt, oder wie würden Sie das selber formulieren?**

Das ist mir auch aufgefallen, dass in diesem Buch die ganzen Klugscheißer-Sätze drin sind. Ich mag das. Vielleicht ist das auch typisch für die Jugend: Die Klarheit im Empfinden. Es gibt da ja so eine ganze Reihe richtiger Klassiker. Wenn man Jugendliche zum Beispiel fragt: „Was fällt Euch zum Erwachsenwerden ein?“, fällt wahrscheinlich als erstes das Wort „Spießigkeit“. Das erinnere ich von mir auch so. Eins weiß man wohl mit 17 gut: Nämlich dass das Erwachsenwerden der Horror ist. Ein Horror, der einem plötzlich zu erfassen droht. Gegen den man sich auch gerne stemmt.

**„Expedition zu mir selbst“, nennt das ihr Protagonist, eine sehr schöne Formulierung. Beantwortet diese Aussage das, was Sie gerade gesagt haben? Ist es die Expedition zu diesem „17-sein“, oder wie würden Sie es jetzt beschreiben, mit dem Abstand, den Sie jetzt vielleicht zu dem Text haben?**

Ich wollte schon gerne zeigen, dass das Erwachsenwerden mehr ist als nur Haarausfall, Spießigkeit, langweilige Jobs und all diese Dinge, die wir damit als Jugendliche automatisch in Verbindung bringen. Was mich mit 37 interessiert hat, sind ganz sicher auch meine Schwierigkeiten damit, erwachsen zu werden. Es gibt ja Probleme, die bleiben: Das Problem etwas auf andere Menschen zuzugehen und sich anderen zu öffnen, es umgekehrt zuzulassen, wenn andere selbst auf einen zukommen. Eine Sache, die gar nicht so ohne ist, wie jeder weiß. In jedem Alter. Das war mir wichtig, das literarisch zu gestalten. Klingt jetzt in der Nacherzählung nicht so packend, deshalb schreibt man es auch in Romanform, in der Hoffnung, dass es auf die Art ein bisschen packender wird.

**Also ich fand es schon packend, wie Sie es gerade beschrieben haben, aber, zugegeben, in Ihrem Roman ist es dann auch noch auf eine sehr besondere Art und Weise gelöst, da Sie den Protagonisten in zwei Personen aufspalten. In „Mauser“ und eben diesen namenlosen Ich-Erzähler. Dadurch, dass der Roman nicht chronologisch erzählt wird,**

**braucht man einige Zeit, in der man häufig auch hin und her blättern muss, und auch rätselt, um was es sich hier jetzt handelt. Dieses Verfahren der Aufteilung eines Protagonisten ist ein interessantes Identitätsmodell. Kam Ihnen diese Idee während des Schreibprozesses, oder war Ihnen von Anfang an klar: „Ich schreibe über die beiden wie ... ein Alter-Ego?“ Nein, so will ich das jetzt gar nicht nennen. Ich weiß gar nicht, wie ich das bezeichnen möchte. Sie können das sicher besser.**

Zunächst hatte ich wirklich die Geschichte von zwei Freunden schreiben wollen. Der eine war der Boxer, dessen Vater zum Mörder wird. Und der andere war der Ich-Erzähler, der davon berichtet. Ich kam aber schnell dahinter, dass ich einfach feige war. Ich wollte meinem Ich-Erzähler wohl schützen und deshalb alles Unangenehme auf seinen Freund abwälzen. Keine gute Idee. Denn man muss schon grausam zu seinen Figuren sein, sonst funktioniert Literatur nicht. Also habe ich aus zwei Figuren eine gemacht – einen einsamen Boxer, gefangen in seinem Körperpanzer. Aber die Frage war dann: Wie zeigt man das, speziell diese Einsamkeit? Und so kam es zu dieser Idee, dass sich der Junge einfach mit sich selbst unterhält. Man redet darüber ja nicht viel: Aber da oben in der „Birne“ führt man doch in einem fort Dialoge mit einem unsichtbaren Gegenüber. Ich habe versucht, das auf dem Papier nacherlebbar zu machen. Und weil ich das so gestaltet habe, dass das nicht auf Anhieb zu erkennen ist, ist der Moment, in dem man dahinter kommt, sicher schon ein wenig schockierend und auch traurig. Und so sollte es auch wirken.

**Also es ist natürlich sehr kunstvoll und in einem außergewöhnlichen Maße gelungen, und es macht auch eine große Spannung des Romans aus. Dadurch, dass die Figuren irgendwann auch mal zusammengeführt werden, findet natürlich auch auf einer inhaltlichen Ebene eine Entwicklung statt. An einem bestimmten Expeditionspunkt treffen diese beiden Figuren nämlich aufeinander. Was außerdem sehr beeindruckt bei Ihrem Roman, ist, dass Sie sehr viel Gewaltsames zeigen, aber so „by-the-way“. Das zieht sich durch den Roman. Bekommt auch zwischendrin etwas größeren Raum, und betrifft zentrale Stellen der Geschichte. Was hat Sie dazu bewogen, das so zu machen, oder welchen Stellenwert hat die gesellschaftliche Gewalt für Sie?**

Wir wissen alle, dass die Welt, so wie wir sie erleben, nicht hundertprozentig in Ordnung ist, sonst bräuchte man auch keine Romane zu schreiben. Als Autor kann man nun das ganz harte Programm fahren und sich darüber auskotzen, dass alles den Bach runtergeht. Oder aber umgekehrt zum Kitsch-Onkel werden und einen auf Friede Freude Eierkuchen machen. Ich mag es allerdings lieber, mit Kontrasten zu arbeiten, weil ich denke, das funktioniert am stärksten. Gewalt bedrückt

einen deutlich mehr, wenn noch nicht alles verloren ist. Und sicher ist: Es gibt sie. In der Wirklichkeit, im Traum, im Arsenal der Sprache – und eben auch als erzählerisches Mittel. Ganz offensichtlich im Märchen zum Beispiel. Im Märchen erfüllt sie einen besonders wichtigen Zweck: Die Gewalt geht vom Bösen aus und soll uns natürlich unangenehm sein – damit wir darauf reagieren. Im besten Fall mit unserem Verhalten im täglichen Leben.

**In ihrem Roman machen Sie fiese Cliffhanger. Das ist dramaturgisch ein wichtiges Prinzip, das sich durch den ganzen Roman zieht. Eine Form des filmischen Erzählens, die sich auch in den vielen short cuts sowie den schnellen Wechseln in den Erzählperspektiven zeigt. Ist diese Schreibweise für Sie elementar?**

Das mit dem „Filmischen“ kommt daher, dass ich einfach ein großer Filmliebhaber bin, schätze ich. Und ich glaube deshalb als Autor auch nicht an das Feindbild Kino. Kino, Fernsehen, Videospiele – angeblich sind die ja daran schuld, dass nicht mehr gelesen wird. Ich halte das schlussendlich für Quatsch. Und für ignorant. Die DNA des Erzählens ist immer dieselbe, unabhängig vom Medium. Und der Film kann eben bestimmte Dinge besonders gut und ist zurzeit wahrscheinlich auch das erzählerische Leitmedium unserer Tage. Warum nicht davon lernen?

Der Film transportiert zum Beispiel ganz viel der Innenwelt einer Figur über Schauspielerei, über die Ausgestaltung von Schauplätzen und Räumen, über den Einsatz von Farben und so weiter. Das finde ich interessant und spannend. Genauso den Schnitt. Letztlich geht es doch immer um die Frage, wie finde ich für den Inhalt einer Geschichte die geeignete Form und die geeignete Sprache? Ich bediene mich deshalb sehr gerne bei filmischen Mitteln. Ich zitiere übrigens auch gerne Vorbilder. Es gibt z.B. ein Alf-Zitat in diesem Buch, es gibt aber auch eines von Godard. Es gibt Anleihen bei David Finchers „Fight Club“. Und selbst den Buchtitel habe ich von einem Film geklaut, von dem berühmtesten Western aller Zeiten: „Spiel mir das Lied vom Tod“. Im Original heißt der ja: „Once upon a time in the West“. Und da dachte ich mir: „Ja, wenn schon, denn schon“.

**Lassen Sie uns über die beiden weiblichen Figuren Jackie und Edda sprechen. Die Jackie ist ja so ein sexy Mädchen. Man versteht sofort, dass der Protagonist sich in sie verliebt. Aber warum um Himmels Willen wird sie dann am Ende so schlecht gemacht?**

Das Gefühl habe ich so gar nicht, dass das so ist. Im Rahmen ihrer Möglichkeiten tut sie, was sie kann. Wahrscheinlich weiß man aber doch



sehr früh, dass ihre Mittel begrenzt sind. Man ahnt schnell, wie das Ganze ausgeht.

**Ich vermute, da gibt es eine Menge unterschiedlicher Vorstellungen davon, wie es ausgeht und für wen der beiden Mädchen sich der Protagonist entscheiden wird.**

Ja, Männer sind eigentlich immer total begeistert von Jackie und würden sich für sie entscheiden – und wenn sie mutig sind, geben sie das auch zu.

**Ich glaube, man ist als Frau ganz automatisch auf Eddas Seite, das ist ganz klar. Aber man denkt vielleicht auch: Die ganze Zeit gibt Jackie so eine schöne Kulisse ab und dann zum Schluss hauen Sie sie in die Ecke.**

Es ist eben sehr leicht, für Jackie zu schwärmen, aber wahrscheinlich schlicht unmöglich, sich wirklich auf sie einzulassen, sich ihr nah zu fühlen. Zumindest für den Erzähler. Aber zu ihrer Ehrenrettung: Indianerland ist Teil einer Trilogie über das Erwachsenwerden – und womöglich taucht Jackie im dritten Teil noch einmal auf.

**War das von Anfang an der Plan mit der Trilogie, oder hat sich das entwickelt, nachdem Sie jetzt so einen großen Erfolg mit diesem Roman hatten. „Indianerland“ ist ja in jeder erdenklichen Weise ausgezeichnet worden. Ist die Idee dann erst entstanden?**

Ich habe gedacht, wenn ich schon mal bei einem großen Verlag bin, dann will ich da auch bleiben – und Mehrteiler sind ja nun schwer in Mode. Nein, das stimmt so nicht, aber ich habe beim Schreiben von Indianerland bemerkt, dass mich das Thema Erwachsenwerden tatsächlich gepackt hat. Und ich wollte gerne ein größeres Panorama schaffen. Nach dem Auftakt, in dem es um das Thema Liebe geht, sollen in den weiteren Teilen dann der Glaube und schließlich die Hoffnung verhandelt werden. Soweit der Plan. Statt der Indianer werden dafür die Kindheitsmythen der Ritter und Astronauten bemüht – und verabschiedet. Immer gleich bleibt die Ausgangskulisse: der Stadtrand, gestaltet nach dem Modell von Jenfeld – dem Ort, an dem ich aufgewachsen bin.

**Der zweite Teil „Stadtrandritter“ ist beim Verlag Rowohlt für den Herbst angekündigt. Vielen Dank, dass Sie uns diesen Einblick in Ihr Schaffen gegeben haben. Sie waren der „Ritter des Abends“ heute allerdings am Stadtrand von Ludwigsburg.**

# Ich lebe tatsächlich in dieser Romanwelt

(2013)

## über Herkunft, Glaube und Jugend

*November 2013: Treffen mit Katja Weise vom NDR. Ort: Die Kirche der Gute Hirte und das Jenfelder Einkaufszentrum. Zeit: am Vormittag. Das Gespräch war Grundlage für einen längeren Radiobeitrag zum Erscheinen des neuen Buches. Die Transkription wurde für die Lesefassung überarbeitet, gekürzt und hier und da auch ein wenig umsortiert.*

### **Beschreiben Sie kurz, wo wir sind ...**

Wir stehen vor einem modernen Kirchengebäude aus viel Beton, dem Guten Hirten in Jenfeld, es ist frisch, der Atem vorm Mund bildet kleine Wölkchen, sehr malerisch, die Sonne scheint auch.

### **Jenfeld liegt am Ostrand von Hamburg. Mit Hochhaussiedlungen, in denen überwiegend Menschen leben, die zu den Benachteiligten der Gesellschaft gehören. Wie hilfreich ist es eigentlich, wenn man ein Buch schreibt, das man Schauplätze im Kopf hat, die es tatsächlich gibt?**

Es ist einfach leichter, etwas zu beschreiben, wenn man eine gute Vorstellung davon hat. Gerade im Detail hilft es. Manchmal muss man wissen, wie weit zum Beispiel die Strecke zwischen zwei Orten ist oder wie das Licht zu einer bestimmten Tageszeit fällt. Und so weiter. Weil das Auswirkungen auf die Dramaturgie haben kann. Steht jemand an einem schattigen Ort, kann ihn die Sonne nicht blenden. Ist es von A nach B ein weiter Weg, kann man vielleicht nicht die ganze Zeit sprinten, bis man ankommt.

All diese Dinge können Einfluss auf die Geschichte haben. Kenne ich mich als Autor in meiner Welt aus, ist das nützlich, weil das dem Leser am Ende dann hoffentlich das Gefühl gibt: Das klingt alles sehr glaubwürdig. Aber letztlich besteht natürlich auch immer die Gefahr, dass man Schauplätze nachlässig beschreibt, wenn man sie gut zu kennen meint. Man denkt: Kennt doch jeder. Kann man sich doch leicht vorstellen. Aber wer kennt

zum Beispiel Jenfeld? Wer kennt schon die Hochhäuser, Wohnungen und Keller hier? Wer die Kirchen?

**Wir sind jetzt im Guten Hirten und die Kirche spielt ja eine ganz große Rolle in dem Buch Stadtrandritter. Man kann ansonsten schwer feststellen, wo die Geschichte eigentlich spielt, Namen werden keine genannt – bis auf diesen einen. Warum war das so wichtig, dass die Kirche ihren Namen behält?**

Ich habe einfach keinen gefunden, der so gut zur Geschichte passt wie dieser. Eine wichtige Rolle als Orientierungsfigur für die Jugendlichen im Roman spielt der Pastor. Leider entpuppt er sich am Ende als kein gutes Vorbild, als kein guter Hirte. Gerade deshalb fand ich es so interessant, dass der Name der Gemeinde daran erinnert, was eigentlich seine Aufgabe wäre. Ich habe eine Weile nach einer Alternative gesucht, aber nichts Passendes gefunden.

**Was mögen Sie an so einem Schauplatz wie diesem hier? Warum zieht es auch die Figuren in Ihrem Roman ausgerechnet an diesen Ort?**

Ich finde ja diesen Kirchenraum hier wirklich besonders. Ich mag die Schlichtheit. Ich bin ansonsten überhaupt kein großer Kirchenbesichtiger oder Kirchenliebhaber. Früher war es so: Wenn ich mit meinen Eltern im Urlaub war, dann habe ich mich sogar wirklich geweigert, Kirchen zu betreten. Ich habe behauptet, dass ich den Anblick von Jesus am Kreuz nicht ertrage. Das haben meine Eltern als Entschuldigung akzeptiert. Als Kind fand ich die Gestaltung alter Kirchen einfach nur schrecklich. Nicht allein wegen der grausamen Kreuzigungsbilder. Aber das war durchaus auch ein Grund.

Und wenn man sich hier im Guten Hirten umguckt: Bilder dieser Art gibt es einfach nicht. Überhaupt keine Gemälde. Nur diese modernen Betonreliefs hinterm Altar. Ich empfinde diesen Ort als sehr friedlich. Der hohe Raum mit den weißen Wänden. Das Licht, das nur von der Decke hereinfällt und doch für eine schöne Helligkeit sorgt. Der Holzboden. Das schafft alles in Kombination mit der Dimension dieses Gebäudes, der ja das Ausmaß einer Turnhalle hat, eine Atmosphäre, die etwas mit einem macht. Man merkt, man hat die Neigung zu flüstern, sobald man sich in diesem hellen Würfel befindet. Das ist eine Architektur, die mir das Gefühl gibt, behütet zu sein, aber auch dafür sorgt, dass die eigene Größe auf ein bescheidenes Maß zusammengestutzt wird.

Für die Figuren im Roman sind wahrscheinlich aber die Katakomben unter der Kirche wichtiger. Das waren sie für mich als Jugendlichen auch. Die

Räume, wo man sich trifft, miteinander redet, arbeitet und spielt, wo früher alte Sofas standen, wo man auch toll feiern kann.

**Es ist natürlich kein Zufall, dass wir hier in dieser Kirche sind. Welche Rolle spielt dieser Ort in Ihrem Lebenslauf? War das Schreiben auch eine Rückkehr zu den eigenen Wurzeln oder dem eigenen Erwachsenwerden vielleicht?**

Ganz bestimmt. Ich habe den Kindergarten der Gemeinde besucht, ich bin hier beim Konfirmandenunterricht gewesen und habe mich dann später tatsächlich auch in der Jugendgruppenarbeit engagiert, wie man so sagt, zwei oder fast drei Jahre, bis kurz vorm Abitur. Das war eine ganz tolle Zeit. Neben dem Sportverein war das damals ein ganz wichtiger Wochentermin für mich, ich habe das Gemeinschaftsgefühl hier wie da, das Zusammensein mit ganz unterschiedlichen Menschen, immer sehr gemocht. Auch als großes Kontrastprogramm zum sonstigen Alltag. In der Schule zum Beispiel geht es ja meist sortierter zu, hier aber kamen Jugendliche zusammen, die nicht alle am Gymnasium waren. Einige hatten schon Arbeit, waren zum Teil auch älter als ich. Das war natürlich spannend.

**Heute gelten Kirchengemeinden unter Jugendlichen doch wahrscheinlich eher als sowas von uncool, oder? Und bestimmt war das damals nicht viel anders.**

In gewisser Weise war und ist das das Klischee. Kann sein. Aber ich glaube, das ist immer eine Frage der Perspektive. Für die Jugendlichen, die in Kirchengemeinden Anschluss finden, spielen diese Imagefragen sicherlich keine Rolle. Letztlich ist das Engagement in der Kirche für die einen genauso cool oder uncool wie, was weiß ich, rhythmische Sportgymnastik und Boxen für die anderen. Man kann es auch ziemlich behämmert finden, wenn sich Leute gegenseitig ins Gesicht schlagen oder Gummibälle zu Musik in die Luft werfen. Kirchen können jedenfalls durchaus interessante Orte sein. Nicht zuletzt auch für junge Leute, die gerne miteinander über die Dinge diskutieren, die das Menschsein im Kern ausmachen. Auch die ganzen Moralfragen natürlich. Gut und Böse. Richtig und falsch. Das hat für manche sicher auch seine coolen Seiten.

**Ein anderer wichtiger Ort im Roman ist das Einkaufszentrum. Vielleicht gerade auch im Kontrast zur Kirche? Welche Rolle spielt es speziell für diesen Stadtteil?**

Es ist so eine Art künstliches Herz des Stadtteils. Allein dadurch, dass es so ein Dreh und Angelpunkt ist. Es findet tatsächlich auch zweimal die Woche

noch Markt auf dem Parkplatz im Hof statt. Hier wird eingekauft, und hier kommen die Menschen aus allen Himmelsrichtungen zusammen – die aus dem alten Teil von Jenfeld mit den ruhigen Straßen und den Einzelhäusern genauso wie die aus dem neuen Teil mit den Plattenbauten. So war das jedenfalls lange. Aber man merkt inzwischen doch recht deutlich, dass die Anziehungskraft nachlässt, sich das Konsumverhalten ändert. Die Leute kaufen im Internet. Viele Leute kaufen auch lieber in einer anderen Atmosphäre. Das Einkaufszentrum leidet sichtbar darunter.

Es gibt noch ein paar alteingesessene Läden, den Spielzeuginnen zum Beispiel. Aber das Bild prägen inzwischen Discounter-Ketten. Alle Naslang wechseln die Farben bei den Supermärkten. Alles wird insgesamt ramschiger. Es gibt Leerstand. Insofern ist das Einkaufszentrum auch ein Spiegel der Wirklichkeit dieses Stadtteils. Wer in Armut lebt, hat weniger attraktive Angebote im Leben, der bekommt Reste, der bekommt auch zu spüren, dass man ihn zu den Armen zählt.

**Haben Sie eigentlich das Großwerden zwischen Plattenbauten als trist empfunden?**

Nein, eigentlich überhaupt nicht. Anfänglich denkt man ja gar nicht darüber nach, wo man groß wird. Das ist einfach der Normalfall. Und ich fand es sogar ziemlich toll bei uns in der Gegend. Aus gutem Grund, stelle ich rückblickend immer wieder fest: Ich habe mir nachmittags nach der Schule einfach den Ball unter den Arm geklemmt und bin nach hinten auf den Hof gegangen. Da war eigentlich immer was los. Auf den Spielplätzen waren lauter Kinder unterwegs. Manche mochte man lieber als andere. Von den älteren fand ich einige sehr schräg, manche hatten einen auch auf dem Kieker, andere wieder haben einen dafür in Schutz genommen. Natürlich geht es zum Teil echt abenteuerlich zu, wo viele Menschen zusammenwohnen. Man wusste, es gibt Ecken, wo man besser nicht hingehet. Das war einem schon bewusst.

Aber der Witz ist eigentlich: Es braucht schon eine Weile, bis man begreift, wo man da überhaupt herkommt. Bis man versteht, dass man auch ganz anders aufwachsen kann. Bei mir gab es da zum Beispiel ein Erlebnis in der Tanzschulzeit. Ich habe nämlich eine Tanzschule auf der anderen Seite der Stadt besucht, in der Nähe der Alster, in einem der nobleren Viertel. Ich muss so um die 16 gewesen sein. Und ich erinnere mich gut, dass ich dann einmal bei meiner Tanzpartnerin zuhause eingeladen war. Sie wohnte in einem sehr schicken Einzelhaus. Als sie mich durch die Räume führte, habe ich mir dann überlegt, wie das wäre, wenn ich sie mal zu uns in die Siedlung mitnehmen würde. Was würde sie denken? In dem Moment ging mir das vielleicht erste Mal überhaupt richtig auf, dass ein bestimmtes Image mit diesen Plattenbauten verbunden ist, in denen ich lebte. Zum Teil zu Recht,

zum Teil zu Unrecht. Mir war jedenfalls nicht sonderlich wohl bei dem Gedanken, meiner Tanzpartnerin Jenfeld zu zeigen. Gar nicht aus Scham. Ich dachte vielmehr, sie könnte sich wirklich fürchten, wenn sie an einem Ort käme, der so einen schlechten Ruf hat. Das war eine interessante Erfahrung damals, dieser Besuch bei ihr. Wenn man sich seiner Herkunft bewusst wird, das sind wahrscheinlich so Momente, die man sein Leben lang mit sich herumträgt.

**Für die Jugendlichen im Roman sind die Hochhäuser, in denen sie leben, so etwas wie Burgen. Ich frage mich ja, kann man sich hier eigentlich wirklich wie ein Ritter fühlen?**

Wenn man sich in Jenfeld umguckt, gibt es schon viele Ecken, die sich mit meinen Vorstellungen von Ritterburgen decken. Man sieht überall Zinnen aus Beton und überall hohe Steinmauern. Es gibt Wohnriegel, die erinnern mich stark an Festungen. Das Einkaufszentrum sowieso mit diesen Drillingstürmen und den hohen Toreinfahrten zum Marktplatz. Ich finde jedenfalls, von der Umgebung her spricht nichts dagegen, sich einzubilden, hier könnten Ritter zuhause sein.

**Der Roman spielt ja im Hier und Jetzt. Inwiefern war es dennoch wichtig, darin diese Ritterwelt heraufzubeschwören?**

Mit Rittern verbindet sich natürlich auch eine gewisse Haltung. Seit den Ursprüngen in den Sagen und Geschichten des Mittelalters sind Ritterfiguren ja meist vom Wunsch getrieben, als Menschen zu reifen. Bevor man überhaupt Ritter werden konnte, musste man zunächst in die Welt hinausziehen und sich in Abenteuern bewähren. Man musste zum Beispiel Drachen besiegen und klassischerweise auch eine Prinzessin befreien. Man handelte sich so die ein oder andere Beule an der Rüstung ein und stellte schließlich fest, dass das, was man an weltlichen Gütern ergattert hat, null und nichtig ist. Woraufhin man dann noch einmal hinaus in die Welt musste und die ganze Reise quasi von vorne antrat, um auch geistig zu reifen. Ein Prozess, der auch heute noch gut das Erwachsenwerden beschreibt, finde ich. Allein schon deshalb hat mich das als Unterbau interessiert.

Aber auch im Hier und Jetzt sieht man am Stadtrand, davon abgesehen, manchmal leibhaftige Rittergestalten. Wie im Roman. In Stadtrandritter findet am Ende ja ein Mittelalterfestival im nahen Park statt. Ein Ereignis, das quasi historisch verbürgt ist. Einmal im Jahr treffen sich am Öjendorfer See wirklich Mittelalterfreaks, um ein wenig Mittelalter nachzustellen. Das hat mir ebenfalls gut ins Konzept gepasst. Dies bizarre, überdimensionierte Kinderspiel. Das mag ich metaphorisch, aber einfach auch als Szenenbild.

Wenn zwischen den Plattenbauten Ritter in Rüstungen herumgeistern, macht das einfach für das Kopfkino eine ganze Menge her.

**Nicht zuletzt ist es von Rittern ja auch nie weit zu den Kreuzzügen und damit auch nicht weit zu dem wohl zentralen Thema des Romans: der Glaube. Im Buch kommt ja gleich am Anfang immer wieder diese Frage: Woran glaubst du?**

Genau. Wobei es mir dabei gar nicht so sehr um Religiöses geht. Die Erneuerung des christlichen Glaubens durch die zeitgenössische Literatur überlasse ich gerne anderen Autoren. Aber die Frage führt natürlich auch mitten hinein ins Zentrum des Erzählens: Was glauben, wenn es um Geschichten geht? In der Fiktion kann uns immer wieder der Boden unter den Füßen weggezogen werden. Das finde ich wahnsinnig spannend. Im Rahmen einer Geschichte sind wir bereit, eine ganze Menge Unwahrscheinlichkeiten zu akzeptieren. Wenn sich jemand in ein riesiges Ungeziefer verwandelt, nehmen wir das in einer Erzählung gerne hin, ohne groß mit der Wimper zu zucken.

Aber ganz allgemein gilt ja für das Miteinander: Wir sind bereit, einander zu glauben. Meist nicht bedingungslos. Das finde ich ebenfalls spannend. Was muss getan werden, damit wir uns gegenseitig glauben und vertrauen? Glauben hat auf verschiedenen Ebenen jedenfalls etwas mit gemeinsamer Anstrengung zu tun. Gemeinschaft ist offenbar für das ganze Thema ein wichtiger Faktor. Beim Heranwachsen diskutiert man wahrscheinlich deshalb auch gern mit Gleichaltrigen diese existenziellen Rätsel. Gibt es eine höhere Macht? Was passiert nach dem Tod? Und man merkt dabei, wie beim Nachdenken alles ein Stückweit ins Leere läuft. Laufen muss, weil es ja niemanden gibt, der uns diese Dinge letztgültig beantworten kann. Kurz und gut: Literarisch alles ein unheimlich spannendes, reichhaltiges Themengebiet. Weil eben verknüpft mit vielen dieser klassischen Ich-liege-in-der-Nacht-wach-Problemen, die sich zu einer Art Strudel entwickeln können. Was sie im Roman dann auch tun.

**Es dreht sich offenbar ganz viel darum, was der Glaube, das Geschichtenerzählen und das Erwachsenwerden miteinander zu tun haben. Was fasziniert sie daran so?**

Man kann das Erwachsenwerden, diesen so wichtigen Lebensabschnitt, natürlich von ganz verschiedenen Seiten betrachten. Es passiert unheimlich viel gleichzeitig während dieser Übergangszeit, wenn sich das kindliche Ich nach und nach zu einem reiferen Selbst entwickelt. Dazu gehört auch das Zweifeln. Hat das Leben einen Sinn? Kann es einen Gott geben, wo doch so viel Leid in der Welt ist? Und so weiter. Was, wie schon

gesagt, zu dem Bedürfnis führt, sich zu öffnen, um auf Gleichgesinnte zu treffen. Ich erinnere noch gut jedenfalls, wie groß mein Bedürfnis damals nach Bindung war. Und zwar außerhalb von Familie und Schule. Bindungen, die man frei wählt. Das hat mich dann auch für das Schreiben interessiert: Was bedeutet das, wenn sich ein Ich einem Wir öffnet? Was passiert da genau? Denn für mich ist Gemeinschaft tatsächlich ein ganz wichtiger Aspekt des Glaubens. Und für den Zusammenhalt sind wiederum gemeinsame Geschichten von großer Bedeutung. Was wir in einer Gemeinschaft zu finden hoffen, sind ja auch Erzählungen, die zu einem sprechen. Gefühle von Zugehörigkeit entstehen, wenn wir auf Menschen treffen, bei denen wir Halt finden, weil sie ähnliche Ansichten haben wie man selbst, vielleicht auch besonders inspirierende. Fehlt uns das, führt das dann umgekehrt zu Schmerz. Finden wir niemand, der unsere Ansichten teilt, fühlen wir uns unverstanden. Vielleicht ist das auch einfach meine beschränkte Weltsicht als Erzähler, aber ich habe das Gefühl, junge Menschen suchen intensiv nach Geschichten, an die sie glauben können.

**Das Buch hat unheimlich viel zu tun mit Schmerz. Da ist dieser Verlust der Schwester, der für den Held und die Geschichte alles dominiert. Ein großer seelischer Schmerz. Daneben gibt es dann auch diesen wirklich physischen Schmerz. Etwa an der Stelle, wenn Kondor der Finger abgeschnitten wird. Warum so viel Schmerz? Um zu zeigen, es gibt einen Glauben, der einem vielleicht darüber hinweghilft?**

Aber die Welt ist nun mal voller Schmerz, würde ich behaupten. Selbst wenn wir das vielleicht nicht direkt am eigenen Leib erfahren, sind wir doch trotzdem ständig damit konfrontiert. Wir leben ja unter der Prämisse, dass eines Tages mal alles für uns vorbei sind wird, und das verursacht bereits eine Art Grundschmerz. Und wenn etwas weh tut, ob physisch oder psychisch, suchen wir Linderung, eine Medizin. Darum entzündeten sich am Schmerz Glaubensfragen, das denke ich schon. Ich habe da beim Schreiben gar nicht so bewusst drüber nachgedacht, aber ohne große Schmerzensempfinden würden sich Glaubensfragen wahrscheinlich weniger intensiv stellen. Allerdings: Was im Roman geschildert wird, ist gegen das, was tatsächlich um uns herum in der Welt passiert, ja alles noch sehr harmlos, so empfinde ich das jedenfalls.

**Wo kommen Ihre Figuren her? Ist das ähnlich wie bei den Schauplätzen, gibt es da auch reale Vorbilder? Wie ist das zum Beispiel bei Kondor? Oder so jemand wie Brand III – das ist ja eine grauenvolle Person.**

Ich fürchte, die Antwort möchte man selbst gar nicht so gern hören. Das sind natürlich alles Geister, die ich wahrscheinlich in mir trage. Man leiht



Figuren wahrscheinlich immer auch einen Teil der eigenen Persönlichkeit. Einschließlich der grauenvollen Typen. Aber an der Oberfläche liegt der Ausgangspunkt tatsächlich oft da draußen in der Welt. Mir ist jetzt keine Person bekannt, die 1:1 so wäre wie Kondor. Auch kenne ich keinen Getränkebasar-Besitzer in Jenfeld, der mich zu Brand III inspiriert hätte. Aber es gab zum Beispiel da, wo ich groß geworden bin, ein Haus auf der Straßenseite gegenüber, in dem so ein schillerndes Brüdergespann lebte. Drei Typen, die eines Tages anfangen, mächtig Krafttraining zu machen. Die bekamen absurd aufgeblasene Oberkörper, trugen enge Lederjacken, und der eine, der Mittlere, der züchtete sich dazu wahnsinnig auffällige Elvis-Koteletten. Offenbar mochte er Hunde, und eigentlich war das ein Typ, zu dem hätte ein Kampfhund gar nicht schlecht gepasst, doch stattdessen legte er sich einen putzigen Dackel zu, mit dem er viel Gassi ging. Dieser Kerl war ein klein wenig älter als ich, und für mich hat ihn der putzige Dackel fast noch unheimlicher gemacht als jeder Kampfhund das hätte tun können. Viel mehr weiß ich über diesen Menschen nicht. Wahrscheinlich ein rechtschaffender Bürger mit zarter Seele. Aber weil ich damals nie so richtig wusste, was von ihm zu halten war, hatte ich ihn wohl beim Entwickeln meiner Figur plötzlich wieder vor Augen. Dann kamen allerdings noch viele, viele andere Dinge hinzu. Wie immer. Für das Personal borgt man sich einen Teil des Lebenslaufs hier und das Aussehen dann dort, manchmal bewusst, manchmal völlig unbewusst. Das ist bei jeder Figur wieder ein ganz bunter Mix.

**Ihre Protagonisten sind im Jugendalter, aber schreiben sie denn auch dezidiert für Jugendliche? Spielen Überlegungen, wer Ihre Romane liest, für die Herangehensweise überhaupt eine Rolle?**

Ich glaube, das wäre fürchterlich. Für mich selbst, aber auch für die späteren Leser. Es ist ein kompliziertes Thema, weil ich finde, Autoren sollte das alles nicht interessieren, das ist eigentlich nicht ihr Job. Aber weil meine Figuren jung sind, denke ich natürlich trotzdem viel über das Jungsein nach. Was ich daran sehr schön finde, ist, dass ich mir einbilde, mich noch gut an meine Empfindungen, die ich selbst zum Beispiel als 17-Jähriger hatte, erinnern zu können. Und im Unterschied zu damals, als ich vielleicht nicht so formulieren konnte, was in mir vorgeht, kann ich das heute besser. Ob das nun für Leser besonders interessant ist, die heute im Teenageralter sind, weiß ich nicht. Ich kann nur sagen, dass Jugendliche in vielerlei Hinsicht ganz interessante literarische Figuren sind. Niemand verlangt von ihnen, dass sie perfekt sind, weil sie die Welt ja erst verstehen lernen müssen. Das sollte es eigentlich auch älteren Lesern ermöglichen, ihnen die Daumen zu drücken, schon aus nostalgischen Gründen.

**Die Struktur des Romans orientiert sich auf jeden Fall schon daran, scheint es, wie von vielen Jugendlichen heute die Welt erlebt wird. Elektronische Medien fördern ja so eine Art Schnipselmentalität: Hier was gucken, da was gucken, parallel vielleicht noch Musik hören. Wie sind Sie da beim Schreiben vorgegangen?**

Im Idealfall finden die Geschichten immer die Form, die sie brauchen. Aber natürlich haben der Film, das Leitmedium unserer Tage, und auch Videoclips deutliche Spuren in meinem Text hinterlassen. Wenn ich an Geschichten arbeite, möchte ich gerne, dass ich die Szenen beim Schreiben im Kopf vor mir sehe wie eine Art Film. Das kostet oft viel Anstrengung, bis sich dieses Erlebnis einstellt. Aber wenn es gelingt, dann wird das Schreiben im besten Fall zu einer Art Lebenserweiterung. Leider haben wir ja nur dieses eine Leben, und das ist nun mal nie genug. Das ist der große Gewinn für mich: Die Literatur ermöglicht mir, dass ich noch einmal jung sein darf und dabei ein komplett anderes Leben führen kann.

Das ist wirklich kaum übertrieben: Ich bewege mich in so einem Roman ja über Monate, in diesem Fall über Jahre. Ich lebe tatsächlich in dieser Romanwelt. Schon allein deshalb gebe ich mir Mühe, dass das auch für mich so aufregend wie möglich ist. Und natürlich wünsche ich mir, dass es den Lesern dann später ähnlich geht, zumindest für die ein, zwei Tage, die sie mit dem Buch und der Geschichte verbringen. Jede Idee, wie das am besten gelingen kann, ist mir da willkommen. Ich denke deshalb, es ist gar nicht verkehrt, wenn sich die Literatur vom Film und den elektronischen Medien hier und da ein paar Tricks abschaut.

**Ist Schreiben ein lustvoller Prozess für Sie?**

Es ist die meiste Zeit unheimlich mühsam, aber es ist immer wieder auch sehr lustvoll. Man will etwas erzählen und ringt ständig darum, es richtig auszudrücken. Indem man versucht, die geeigneten Mittel zu finden. Vom passenden Sound bis zum idealen Tempo. Es strengt an, weil es lange braucht, bis man es so hat, wie man es gerne haben will. Spezielle mit der ersten Fassung quäle ich mich oft. Wenn die aber mal fertig ist, dann wird es lustvoller. Ich überarbeite sehr gern.

**Hat es eigentlich je eine alternative Berufsvorstellung gegeben?**

Vielleicht ganz früher mal? Aber die Idee von einem Leben als Künstler gefiel mir schon als Teenager gut. Wenn man so will, steckt hinter meinem Werdegang wirklich im Kern dieses romantische Überbleibsel aus der Jugend. Ich wundere mich aber selbst immer wieder darüber, dass dieser Berufswunsch so lange lebendig geblieben ist. Denn anfangs ging es im

Grunde nur darum, ein klassisches Angestelltenschicksal zu vermeiden. Acht Stunden am Tag in einem Job arbeiten, der einem nichts bedeutet – das wollen wohl die Wenigsten mit 15, 16, 17, schätze ich. Lieber was Abenteuerliches.

Von der Schriftstellerei versprach ich mir vor allem einen unkonventionellen Alltag. Das schloss ich jedenfalls aus den biografischen Bruchstücken berühmter Vorbilder. Mein Eindruck war, dass Autoren die meiste Zeit im Café saßen. Und wenn sie damit durch waren, ging's kurz an den Schreibtisch, wo alles aus ihnen herausbrach, was sie umtrieb. Und dann haben sie am nächsten Tag bis mittags geschlafen, bevor es wieder ins Café ging. Zu den interessanten Freunden, die man hatte, und wo man natürlich auch unheimlich schöne Frauen kennenlernte. Das waren die Klischees, die mich ansprachen.

Später, wenn einem klar wird, wie albern diese Fantasien sind, kommen die meisten, die sich für Literatur interessieren, recht schnell zur Vernunft, werden Lehrer oder machen das Lesen und Schreiben einfach zu einem Hobby. Man merkt ja doch sehr bald, dass die Welt nicht auf einen wartet: Den Traum vom Schreiben träumen viele. Vielleicht ist es bei mir aber einfach so gewesen, dass ich im Erzählen eine Art gefunden habe, mich mitzuteilen, mit dem Rest der Welt in Kontakt zu treten, die mir wichtiger war als alles andere, zum Beispiel auch das Geldverdienen. Das ist vielleicht wirklich ein Punkt: Geld interessiert mich nicht so sehr. Das hilft natürlich echt weiter, wenn man versucht, das Schreiben zum Beruf zu machen.

### **Aber jetzt können Sie gut vom Schreiben leben?**

Kann ich nicht. Aber das darf sich gerne ändern. Je mehr Leser es gibt, umso größer wird die Wahrscheinlichkeit, dass die Schmerzen, unter denen das alles entsteht, etwas nachlassen. Wobei: Vielleicht wäre das gar nicht gut? Wie auch immer: Ich arbeite vier Tage als Texter in der Reklamewirtschaft. Ich verkaufe mein Talent für lauter Unfug, von Strom bis Versicherungen. Ich habe im Grunde einen Fulltime-Job nebenher und einen richtigen Beruf.

### **Kann man sagen: Das eine ist so texten, und das andere ist anders texten?**

In der Werbung zu texten bedeutet für mich einfach, in einer anderen Sprache zu arbeiten. Die ist nicht besonders anspruchsvoll. Diese Sprache hat man relativ fix drauf, und dann kann man so eigentlich ganz gut über die Runden kommen. Es ist aber keine Sprache, in der man sich besonders wohlfühlt, muss ich zugeben.

**Wann finden Sie denn dann überhaupt die Zeit zu schreiben?**

Ich stehe früh auf. Wenn ich an einem Roman arbeite, sitze ich eigentlich um fünf Uhr morgens am Schreibtisch. Bevor die lästige Fron losgeht, habe ich dem Tag dann schon etwas Sinnvolles abgerungen.

**Gehen Sie dann entsprechend früh schlafen?**

Ja, das stellt sich ganz automatisch ein. Aber die Sache mit dem Frühaufstehen klingt wahrscheinlich heroischer, als sie ist. Wenn man seinen Tagesrhythmus erst mal gefunden hat, sind Uhrzeiten ja letztlich egal. Auch um halb sieben steht niemand richtig gerne auf. Selbst dann hat man meistens noch Lust, sich umzudrehen. Es sei denn, es gibt einen guten Grund, den Tag zu starten.

**Aber Sie haben doch auch noch eine Familie.**

Ja, leidgeprüft. Ohne die Unterstützung meiner Frau wäre das alles undenkbar.

# Diese wackeligen Ich-Transformationen

(2015)

## Über die Stadtrandtrilogie

*Im Februar 2015 stand der Roman „Mogel“ auf der Auswahlliste „Die Besten 7“, mit der allmonatlich eine Jury aus 29 Juroren aus Deutschland, Österreich und der Schweiz die besten sieben Bücher für junge Leser ermittelt. Aus diesem Anlass kam es zum Live-Gespräch mit Ute Wegmann im Sendehaus des Deutschlandfunks in Köln. Das Mündliche steckt voller Tücken: An einigen Stellen weicht deshalb der hier wiedergegebene Text in den Antworten vom Originalgespräch ab, um ihn schlüssiger, geordneter und vor allem nachvollziehbarer zu machen.*

**Finger weg vom Jugendroman war eigentlich Ihre Devise damals, Nils Mohl, bevor sie sich dann doch an diesem Genre versucht haben. Sie hatten Angst, von den Kollegen der Belletristik nicht mehr ernst genommen zu werden. Wie ist jetzt das Leben als Jugendbuchautor?**

Das große Geheimnis ist wohl, das man sagt, man schreibt gar keine Jugendliteratur, dann wird man von denen, die sich mit Jugendliteratur beschäftigen, offenbar besonders gemocht. Jedenfalls vereinnahmen sie einen dann im Zweifel trotzdem. Auf besonders sympathische Art, zugegeben.

**Was ist mit den anderen?**

Bei den anderen gibt es deutliche Berührungsängste. Über Jugendliteratur kann man als Literaturfachmann und Literaturfachfrau hierzulande leicht hinweggehen. So nach der Art: Muss mich nicht interessieren, andere Baustelle.

**Was unterscheidet für Sie den Jugendroman von der Prosa der Kollegen?**

Für mich gibt es da keinen großen Unterschied. Ich schreibe ja erst einmal Romane, und der Verlag macht dann Jugendbücher daraus. Und natürlich

arbeite ich an diesen Romanen über das Erwachsenwerden genauso ernsthaft, wie ich an Prosa mit anderem Themenschwerpunkt arbeiten würde. Behaupte ich jetzt mal.

**Gibt es Jugendbuchautoren, die Sie jetzt für sich entdeckt haben?**

Ich habe auf jeden Fall Feldrecherche betrieben. Und was wirklich toll ist, dass ich Sachen entdeckt habe, die ich sonst nicht unbedingt gelesen hätte, wenn ich nicht auf die Coming-of-Age-Thematik gekommen wäre. Tamara Bach ist zum Beispiel toll. Es werden aber auch ganz viele Romane veröffentlicht, die sich mit dem Thema beschäftigen, die nicht unbedingt in Jugendbuchprogrammen erscheinen und die ganz toll sind. Und man hat dann, wenn man mal Ausschau hält, bald ein geschulteres Auge für das Thema und es ist schon interessant, in wie vielen Facetten das behandelt wird. Auch in der Belletristik, auch außerhalb der Szene sozusagen. Wolfgang Herrndorf hat bekanntlich auch ganz großartige Jugendromane geschrieben.

**Die Trilogie, an der Sie schreiben, spielt in einem sozialen Brennpunkt zwischen Hochhäusern. Einige Figuren tauchen in allen drei Teilen auf. Verbindendes Element ist der Handlungsort. Formal haben Sie vor allem den ersten Teil „Es war einmal Indianerland“ stark auseinander genommen. Nach dem Muster eines medialen Laufwerks, auf dem man nach Belieben spulen kann, jeden beliebigen Track auswählen kann, springen Sie vor und zurück zwischen Kapiteln und Szenen. Und in der Zeit, die insgesamt cirka zwei Wochen umfasst. Das heißt, es werden Dinge angedeutet, die erst später ausgeführt oder erklärt werden. Zeitungsartikel werden eingefügt. Das Tempo ist schnell, knappe Sätze, viele Dialogpassagen. Dieses Puzzle muss man sich als Leser regelrecht erarbeiten, zumal der Ich-Erzähler auch noch mit einem Alter Ego im Dialog steht. Eine Herausforderung. Worin bestand der Reiz, eine solch kompliziert komplexe Verschachtelung zu bauen?**

Ob man jetzt Sport treibt oder wie auch immer aktiv ist, eins bleibt doch am Ende immer ähnlich: Je mehr Arbeit man investieren muss, um so größer ist die Belohnung hinterher. Das gilt für mich beim Schreiben, aber ich hoffe auch für die Leser. Die Gefahr besteht bei formalen Experimenten natürlich, dass ein Leser nach den ersten Seiten keine Lust mehr darauf hat, weil ihm das mehr abverlangt, aber das Risiko geht man als Autor gerne ein. Zumal wenn man das Gefühl hat, für die gewählte Form gibt es zwingende Gründe. Und bei „Indianerland“ war es tatsächlich so, dass von einem Leben erzählt wird, das auseinanderknallt. Und der jugendliche Held versucht nun selbst, es wie ein Puzzle wieder zusammenzusetzen. Ich habe

mich also nicht hingesezt und habe gedacht, ich schreib jetzt mal was, was schwer zu lesen ist, sondern ich habe mir überlegt, wie kann man die Geschichte erzählen, die ich erzählen wollte.

**Sie haben es schon angedeutet: Es geht in „Indianerland“ um einen 17-Jährigen, der in pubertärer Unsicherheit sich von zwei Mädchen angezogen fühlt, die unterschiedlicher nicht sein könnten. Dabei reizt ihn die eine in doppelter Hinsicht, während ihm die andere deutlich ihre Zuneigung zeigt. Dazu kommt, dass sein Vater gerade die Stiefmutter im Affekt umgebracht hat und auf der Flucht ist. Eine Tat, zu der der Erzähler eine starke emotionale Distanz hält. Somit ist der Roman eine Auseinandersetzung mit der Liebe und ihrer Unerklärbarkeit, mit der Selbstfindung und mit der Frage, wie viel man von den Eltern geerbt hat. Was war das zentrale Motiv?**

Schon die Liebe in ihren verschiedenen Facetten. Als Jugendlicher gab es da für mich rückblickend einen enormen Prozess zu durchlaufen. Weil man das zunächst kaum unterscheidet, ob man für jemanden schwärmt oder für jemanden wirklich Zuneigung empfindet. Das kann man im Roman natürlich viel schöner verhandeln, als ich das gerade stotternd am Mikrofon tue. Also, die Frage, wie öffnet man sich jemanden und auch wann – die setzt dem Helden zu. Und letztlich berührt das auch den Punkt, was geben einem die Eltern mit? Weil diese emotionale Mitgift natürlich schon die Möglichkeiten absteckt, die man hat, anderen entgegenzutreten.

**Kommen wir zum zweiten Teil der Trilogie: Der Roman „Stadtrandritter“ beginnt mit drei Trailern, die die Protagonisten fokussieren, auch hier ein Mann zwischen zwei Frauen, auch hier eine Tote. Außerdem Making-Of-Szenen, Bonusmaterial, vor- und zurückspringende Kapitel, insgesamt liest sich der zweite Teil chronologischer, ist weniger verschachtelt, hat das einen Grund?**

Das hat wieder mit der Geschichte an sich zu tun. Und mit dem Thema Glaube, das in dieser Geschichte verhandelt wird. Dabei ging es nicht so sehr darum, das religiös aufzufächern. Glauben kann ja in sehr unterschiedliche Formen in Erscheinung treten und vieles bedeuten. Und das wolte ich auch literarisch abbilden. Dafür musste diesmal nicht wild geschnitten werden, sondern viel mehr überblendet. Es liegen mehrere Zeitschichten quasi übereinander. Auch mehrere Stimmen.

In meinem Roman geht es schon damit los, dass sehr unklar ist, wer erzählt. Es gibt zwei Hauptfiguren, Merle und Silvester, die etwa gleich alt sind. Und man kann den Roman so lesen, dass die eine Figur sich überlegt, wie es im Kopf des anderen zugeht. Dabei bleibt bis zum Schluss unklar, wer in

wessen Kopf hineinschlüpft, da hat jeder Leser die Freiheit, zu glauben, was er gerne möchte.

Überhaupt hat Erzählen ja viel mit Glauben zu tun. Man denke nur an den berühmten Vertrag zwischen Leser und Autor. Glaube ich als Leser dem Autor – oder nicht? Darum dreht es sich hier auch.

**Der Roman spielt mit Elementen der Ritterzeit, mit den Elementen des Ritterepos. Er gliedert sich in Aventiuren, Abenteuer, die der Held bestehen muss - kennt man aus dem Artusroman, die Bewährungsproben. Das Mädchen heißt Merle von Aue (Hartmann von Aue), Parzival und die höfische Gesellschaft klingen an. Warum die Bezüge zum mittelalterlichen Ritterambiente?**

Wahrscheinlich wollte ich, dass mein Germanistikstudium sich mal auszahlt. Dazu gehörten auch einige Veranstaltungen zu mittelalterlicher Literatur. Damals erschien mir das sehr weit weg von meiner Lebenswirklichkeit, ein klassischer Fall von unnützem Wissen. Aber beim Schreiben dieses Romans dachte ich, es gibt tatsächlich doch viele Dinge, die sich in unserer Kultur erhalten haben oder popkulturell weiterleben und sich ganz prima recyceln lassen. Und ich habe versucht, ein bisschen Material für die Germanisten unter uns in den Roman hineinzuarbeiten.

**In dem Roman geht es auch um Trauer und an dieses Thema koppeln sich Fragen nach dem Sinn des Lebens, der Frage nach dem gerechten Gott, nach dem Warum, nach dem Halt in einer Gemeinschaft. Was bedeuten Ihnen Religion und Kirche?**

Die Gretchenfrage. Und mir fiel beim Schreiben auf, dass diese Frage mich immer mehr reizt, je älter ich werde. Nicht dass ich plötzlich dringend einen Gott bräuchte, zu dem sich sprechen ließe oder von dem man sich Antworten erhofft. Aber Religion und Kirche hatten und haben Einfluss auf mein Leben. Dabei bin ich in Hamburg groß geworden, in einem Umfeld, in dem diese Dinge auf den ersten Blick keine große Rolle gespielt haben.

Nichtsdestotrotz bin ich getauft, bin zum Konfirmandenunterricht gegangen und ich habe als Jugendgruppenleiter in einer Kirchengemeinde gearbeitet. Damals eher aus praktischen Gründen. Wenn man Jugendgruppenleiter war, dann ist man auf Ausfahrten gegangen und hatte die Möglichkeiten, von zu Hause weg zu sein übers Wochenende. Das waren alles auch sehr feucht-fröhliche Veranstaltungen, die während des Jungseins ihre Funktion hatten. Ich wäre aber nie auf den Gedanken gekommen, dass das viel mit christlicher Erziehung zu tun hat.

Umso verblüffter bin ich heute, welche Spuren das alles hinterlassen hat. Gott war für mich immer nur eine Metapher. Die Frage aber, woran können



wir glauben, ist eine, die einen dennoch das ganze Erwachsenenleben weiter beschäftigt. Man kann sie nicht offen lassen, man muss sich immer wieder entscheiden. Und die Protestanten, zu denen ich auf dem Papier gehöre, bekennen sich ja gerne zur Arbeit als Sinn des Lebens. Und das ist mir tatsächlich nicht fremd.

Insofern bin ich - nicht nur deshalb - weit christlicher geprägt, als ich mir eingestehen würde. Und auch wenn Institutionen und Ideologien mir eher Unbehagen bescheren, ein großer Kirchenhasser bin ich nicht.

**In den beiden ersten Teilen der Trilogie geht es um das, was den Eintritt ins Erwachsenendasein ausmacht. Diese Phase der Selbstsuche und Selbstfindung geht einher mit Angst, Neugierde und Ablehnung. In „Indianerland“ will der Erzähler nicht so werden wie die Erwachsenen, die funktionieren, oder wie sein Vater, der sein Leben nicht in den Griff kriegt. Er will sein Leben anders leben. In „Stadtrandritter“ heißt es, dass die erste Konfrontation mit dem Tod als junger Mensch der definitive Schritt ins Erwachsenenleben ist. Wie war Ihr erster Schritt in die Erwachsenenwelt, Nils Mohl?**

Mein erster Tod? Ich erinnere mich, ich muss 16 Jahre gewesen sein, da ist mein Großvater gestorben. Und die Frage, ob jemand lebendig bleiben kann, solange er in der Erinnerung von jemandem existiert, hat mich viel beschäftigt. Zur etwas gleichen Zeit entwickelte sich die Idee, Schriftsteller zu werden. Beides hat miteinander zu tun, kann ich mir vorstellen.

Dieser Moment, in dem klar wird, dass alles irgendwann endet, war für mich jedenfalls ein riesiger Schock. Das klingt fürchterlich banal, wenn man das so vor sich hinspricht, weil es so eine Selbstverständlichkeit ist und der Schock für alle wahrscheinlich immer ähnlich ist. Aber ich habe damals tatsächlich angefangen, anders über das Leben nachzudenken. Vielleicht erwachsener. Ich wollte etwas daraus machen, ich wollte vor allem wohl etwas tun, um möglich lange in der Erinnerung von möglichst vielen Menschen zu bleiben. Das schien mir als Aussicht wohl zumindest ein klein wenig beruhigend.

**„Mogel“ heißt der dritte Teil Ihrer Liebe-Glaube-Hoffnung-Trilogie ...**

Das glauben viele – der Roman ist aber sozusagen nur dazwischengemogelt. Es ist der zweieinhalbte Teil. Der dritte folgt erst noch: „Zeit für Astronauten“, nächstes Jahr.

**Was ist wahr, was ist Fassade, was ist Lüge – darum geht es in „Mogel“.** Der Erzähler Miguel, 15 Jahre alt, ist mit den Eltern aus der Hochhaussiedlung ins Reihenhaus gezogen, die Kumpels kommen zum ersten mal zu Besuch. Miguel kämpft in dieser Nacht um die Anerkennung in der Freundesgruppe. Als die Jungs merken, dass sie den ganzen Abend alkoholfreies Bier getrunken haben, strafen sie Miguel: Er muss den Rest der Nacht in Mädchenkleidern herumlaufen. Dass es nicht nur um das alkoholfreie Bier geht, sondern Miguel vielmehr getestet wird, ob man noch auf ihn zählen kann, das haben Sie in den Dialogen wunderbar und sensibel herausgearbeitet. Und auch hier eine nicht-chronologische Dramaturgie. Sie haben vier oder fünf Szenen aus dem Kontext gelöst und nach vorne gezogen. Hat sich das nachher ergeben oder war das so geplant?

Die Geschichte läuft ja, wie erwähnt, darauf hinaus, dass ein Junge als Mädchen verkleidet herumlaufen muss. Und ich wollte einerseits, dass man von Anfang an glaubt, dass diese Verwandlung möglich ist und funktioniert. Also ein Einstieg bei gleißendem Tankstellenlicht unter Fremden. Das hat auch den Vorteil, dass man auf diese wichtige Szene nicht ewig warten muss wie auf einen Gag.

Andererseits sind auf die Art alle für den Roman wichtigen Figuren auch gleich eingeführt und man muss sie deshalb nicht an anderer Stelle wie Kaninchen aus dem Zylinder zaubern. Auch immer gut.

**Nun haben Sie es selber vorhin gesagt: Die Trilogie war durch drei Oberbegriffe gekennzeichnet: Liebe-Glaube-Hoffnung. Indianern, Rittern, Astronauten. Wenn Sie nun sagen, „Mogel“ ist der zweieinhalbe Teil, dann muss ich mich nicht wundern, dass ich keine Astronauten gefunden habe. Ich habe auch ein bisschen nach der Hoffnung gesucht.**

Aber man kann dennoch etwas finden, das kennzeichnend ist für die drei Romane: Alle drei männlichen Protagonisten entwickeln aus der Distanz einen neuen Blick auf die eigene Welt, der ihnen verhilft, sich und das Leben besser einzuschätzen und sich weiterzuentwickeln. In „Mogel“ ist das ganz offensichtlich durch die Verkleidung und den Rollenwechsel der Blick eines Jungen in die Mädchenwelt.

**Kann man das als übergeordnetes Motiv betrachten: Das Ich entdeckt sich, in dem es sich in einen neuen Bezug zu seiner Umwelt setzt?**

Ich glaube schon, dass es zum Erwachsenwerden gehört, eine Grammatik zu entwickeln, die vom kindlichen Ich-Ich-Ich weggeht. Man spürt dann auch, dass man eine größere Distanz zu sich bekommt, dass sich die Selbstwahrnehmung weitet.

In der Liebe ist es ganz offensichtlich, dass das Du interessant wird, eine zweite Person Einzahl besetzt plötzlich meine Gedanken und kann Einfluss auf mein Handeln nehmen. Beim Glauben entdeckt man das Wir neu, indem man sich selbst eine Gemeinschaft wählt, bestimmte gemeinsame Rituale einübt. Abseits von Familie und Schule, also den Wir-Konstrukten, in denen man als Kind heranwächst.

Was die Hoffnung angeht, ist es so, dass man eine Vorstellung entwickelt, wer man gerne einmal sein möchte. Egal ob es sich später erfüllt oder nicht, in meiner Vorstellung kann ich mir problemlos unterschiedliche Modelle von meiner Persönlichkeit in der Zukunft entwerfen. Der, der ich mal sein werde, steht dann praktisch vor mir. Ich ist dann buchstäblich ein anderer. Ich glaube, diese wackligen Ich-Transformationen machen das Erwachsenwerden gerade so spannend und herausfordernd. Und sie helfen einem, weil sie natürlich dafür sorgen, die eigene Haltung und die eigene Identität zu formen.

Auch in „Mogel“ kann man das beobachten: Wenn aus einem Jungen ein Mädchen wird, aus Miguel eine Miguela, findet auch eine grammatische Verschiebung statt. Ich bleibt zwar Ich, aber auf anderer Ebene findet ein Wechsel vom Er zum Sie statt. Ein Spiel. Aber es hilft Miguel enorm, behaupte ich, eine bessere Vorstellung davon zu entwickeln, welche Art Junge er mal sein möchte.

**Man kann ja nicht sagen, dass sie einen Jugendslang gewählt haben. Aber das Tempo, die Verknappung, die schnellen Szenenwechsel wie schnelle Schnitte beim Film entsprechen dem jungen Leser. War der Ton schnell gefunden?**

Das gehört ja zu meinem Job dazu, das bringt mir auch riesigen Spaß. Also diese Herausforderung, in fortgeschrittenem Alter, als Kerl, dem die Haare langsam ausfallen, trotzdem Figuren gerecht zu werden, die erst 15 Jahre alt sind. Und ihnen zugleich Dinge unterzujubeln, die normalerweise weit über ihren Horizont hinausgehen. Also, Miguel philosophiert über Petit Fours und hat auch sonst einen erstaunlichen Wortschatz – aber natürlich ist er dann auch wieder eingeschränkt in seinen Möglichkeiten. Es wiederholen sich ein paar Redewendungen und rhetorische Mittel doch sehr auffällig oft. Das reicht dann für die Illusion eines bestimmten Sounds fast schon, vermutlich. Und dann, Sie sagten es – das Tempo. Ich selber bin beim Lesen nicht der Geduldigste, ich mag ein gewisses Tempo gerne. Das entspricht meiner schriftstellerischen Mentalität. Und glücklicherweise entspricht das wohl auch einer gewissen Vorstellung von Jugend.

**Es gibt eine kurze Passage in „Einbahnstraße“ bei Walter Benjamin: „Achtung Stufen! Arbeit an einer guten Prosa hat drei Stufen: Eine musikalische, auf der sie komponiert, eine architektonische, auf der sie gebaut, endlich eine textile, auf der sie gewoben wird.“ - Wie arbeitet Nils Mohl?**

Ich kannte diese Stelle leider bisher gar nicht, aber ich finde sie großartig. Ich glaube auch an das 3 x 3 des Erzählens. Die drei genannten Größen, nämlich Inhalt, Form und Sprache, realisieren sich dann quasi in der Figur, im Raum und in der Zeit beim Erzählen. Oder umgekehrt. So entsteht daraus ein Gebilde, was vielleicht wirklich einer Art Teppich gleicht. Und eine Geschichte entsteht bei mir tatsächlich auch handwerklich ähnlich. Ich suche ein Muster. Und dann knote ich fleißig los. Und am Ende scheidet sich die restlichen Zippel ab.

# Wer schreibt, der bleibt

(2015)

## über das Schreiben, Lesen & Auftreten

*„LiU - Literatur im Unterricht. Text der Gegenwartsliteratur für die Schule“ heißt eine Reihe mit Themenheften, die von der Technische Universität Braunschweig redaktionell betreut wird. Für die Ausgabe zu den Büchern von Nils Mohl stellte Jochen Heins im Herbst 2015 über einen längeren Zeitraum Fragen per E-Mail.*

**Heute bist du ein erfolgreicher Schriftsteller. Welche Stationen, welche Erfahrungen waren besonders wichtig für deinen Werdegang zum Autor?**

Alle?! Spontan fällt mir jetzt etwas scheinbar Abseitiges ein. Sehr beliebt war in unserer Familie die Benutzung von Redensarten. Die eine lautete: Wer schreibt, der bleibt. Meine Mutter gebrauchte die gerne als Warnung. Bloß nicht unbedacht etwas zu Papier bringen! Ich glaube, das erste Mal habe ich den Spruch gehört, als ich als Grundschüler etwas in ein Poesiealbum schreiben musste. Die Seiten waren üblicherweise voll mit Liebesgeständnissen. Fand meine Mutter lächerlich. In ein paar Jahren würden die Verfasser der klebrigen Zeilen als Trottel dastehen. Als Sekretärin hatte sie einen ziemlich unerbittlichen Blick auf Schriftdokumente. Und auf die Art dürfte das wohl eine der ersten Lektionen auf meinem Weg gewesen sein.

**Inzwischen könnte man sagen, dass du die Warnung deiner Mutter in einen Ausruf an dich selber gewendet hast: Auf dass ich bleibe, indem ich schreibe! Gut so! Du hast in einem Interview einmal gesagt, dass zum Schreiben das Festhaltenwollen gehört. Finden sich auch in deinen Themen biographische Keimzellen – so wie in deiner Intention zu schreiben?**

Was habe ich schon zur Verfügung? Es sind meine Erfahrungen. Ausnahmslos und ausschließlich. Das Problem dabei: Erfahrung ist ein Oberbegriff für einen ganzen Haufen sehr unterschiedlicher Dinge. Man schöpft beim Schreiben zunächst natürlich immer aus seinem Erlebten. Das Spektrum reicht von Krankheiten bis Reisen, von sehr unangenehmen bis sehr angenehmen Dingen. Man schöpft aus der

Erinnerung, aus Begegnungen und aus der Beobachtung. Dazu gehören Texte und Bilder und Filme und Melodien und Informationen, die ich in mich aufnehmen und aufnehmen muss. Und ich bin mir sicher, niemand kann das sauber trennen: Leben hier, Fiktion da. Das überlappt sich. Ich war noch nie in Philadelphia. Und doch bin ich dort schon x-mal die Treppen hoch, frühmorgens, die Rocky gelaufen ist. Platt gesagt, meine Wirklichkeit schustere ich mir aus allen möglichen Quellen zusammen. Und beim Ausgestalten meiner Geschichten, die ich als Autor herstelle, passiert das entsprechend: Ich erschaffe Welt. Ich nehme dafür andere Identitäten an und erschaffe dabei Welt auf der Basis meiner begrenzten Erfahrungen. Ich liefere damit Weltanschauung. Wortwörtlich. Alles, was mich beim Schreiben beschäftigt, ist das Ergebnis meines Lebens, meiner Wahrnehmung. Einerseits. Und andererseits gönne ich mir damit die Freiheit, mein Leben zu erweitern. Um ganz neue Erfahrungen.

**Wenn du sagst, dass du durch dein Schreiben „Weltanschauung“ lieferst, dann lieferst du auch Orientierungsmuster-Angebote für andere. Steckt in deiner Liebe-Glaube-Hoffnung-Trilogie auch ein pädagogischer Impetus?**

Ich erziehe mich selbst. Schwierig genug. Ansonsten verstehe ich Literatur in erster Linie als eine Form von Unterhaltung. Was für mich wiederum etwas anderes ist als Zerstreuung. Und womöglich hat Unterhaltung gar nicht wenig mit Pädagogik zu tun. Während Zerstreuung der Verblödung und Betäubung dient, fordert gute Unterhaltung immer Mitarbeit. Oder macht zumindest ein entsprechendes Angebot.

**Deine These ist mutig, dass eine anspruchsvolle (Angebote zur Mitarbeit liefernde) Literatur der Unterhaltung – die womöglich auch noch eng mit der Pädagogik verbandelt sei – von einer Literatur der Zerstreuung abzugrenzen ist, die der Verblödung und Betäubung diene. Was unterscheidet für dich gute Unterhaltung von Zerstreuung bzw. worin unterscheidet sich die eine von der anderen Literatur?**

Zerstreuung befriedigt primitive Bedürfnisse. Ein Beispiel: Seit einigen Jahren ist es Mode, dass eine bestimmte Gruppe von Lesern bei sogenannten „Lesechallenges“ mitmacht. Da versucht man dann eine abstruse Zahl von Büchern in einer bestimmten Zeit zu lesen. Manchmal verfeinert man die Aufgabe, indem Bücher nach bestimmten Merkmalen eingegrenzt werden. Nur Bücher mit einem Cover in Schwarzweiß. Nur Bücher mit einem Titel, der aus zwei Wörtern besteht. Solche Dinge. Vor allem aber geht es meist um die Menge.

Da kann sich jeder jetzt seinen Teil denken. Was der Punkt ist: Es gibt Vielleser. Und es gibt Bücher für Vielleser. Das womöglich Verwirrende bei der Sache, zumindest für Menschen, die in dem Glauben aufgewachsen sind, Lesen sei per se erst einmal etwas, was gut gegen Verblödung ist: Man kann ganz offensichtlich ganz prima ein ähnliches Konsumverhalten als Leser an den Tag legen wie ein klassischer Fernsehgucker oder jemand, der einfältige Spiele am Smartphone daddelt. Und man bekommt auch vergleichbare Kost. In jedem erdenklichen Genre. Krimis, in denen der Kommissar, meist mit vertretbaren menschlichen Abgründen ausgestattet, Verbrechern das Handwerk legt. Angestellte der Kreativbranche, die an Beziehungen scheitern und erkennen, dass sich das erhoffte Glück nicht in beruflichen Erfolg bemessen lässt. Und so fort. Erzählungen, die einen in den eigenen Vorurteilen bestärken.

Auf den ersten Blick wirkt das harmlos. Auf den zweiten Blick lässt sich leicht ahnen, dass sich hinter den Herausforderungen keine große Herausforderung verbirgt. Die meisten Bücher rufen völlig durchgenudelte Bilder und Erzählmuster auf, die sich widerstandslos konsumieren lassen. Das ist wie mit Süßigkeiten. Das macht nicht satt. Und zu viel davon ist vermutlich auch nicht gesund.

Gute Unterhaltung wäre dann das Obst, um im Bild zu bleiben. Der Unterschied könnte sein, dass ich dabei etwas erlebe, was mir in der Form vorher noch nicht bekannt war. Möglich wird das meiner Erfahrung nach meist dadurch, dass etwas sehr Persönliches sehr präzise vermittelt wird. In einem Essay über die Autobiographie der Tennisspielerin Tracy Austin beklagte sich David Foster Wallace einmal bitter darüber, nichts in dem Buch zu finden, was er nicht auch selbst hätte recherchieren können. Das fand er empörend. Eine erfolgreiche Sportlerin müsste doch eigentlich Dinge wissen, die nur erfolgreiche Sportlerinnen wissen können. Wallace sagt es nicht, aber das Wenigste wäre es gewesen, zumindest einmal zu beschreiben, wie es sich anfühlt, Tag für Tag immer und immer wieder gelbe Filzbälle in der Hand zu halten. Das wäre unterhaltend gewesen. Stattdessen: nur Langeweile und Belanglosigkeiten.

**Wenn du gängige Erzählmuster, die Bestätigung von Vorurteilen und fehlende Fokussierung auf Besonderes oder Persönliches, das präzise dargestellt wird, der Zerstreung und Langeweile zuordnest, dann erteilst du damit einer großen Bandbreite an Literatur eine Absage. Dazu fällt mir ein: Die Lesesozialisationsforschung hat in der Auswertung von lesebiographischen Narrativeninterviews nachgewiesen, welche bedeutende Funktion gerade die vermeintlich triviale Literatur für den Aufbau eines positiven Leseselbstkonzeptes hat. Ist dann die pauschale**

### **Verurteilung einer bestimmten Literatur als verblödend und zerstreud nicht zu harsch?**

Nein. Ich räume allerdings ein: Das Triviale ist eine wichtige Bedingung für die Existenz von Literatur. Und ist es nicht auch so, dass die Grenzen dazwischen immer wieder neu verhandelt werden müssen? Weiß fast jeder: Es gibt vergessene Nobelpreisträger wie Paul Heyse. Und vermeintliche Genreschreiber von einst wie Raymond Chandler oder Leo Perutz, die inzwischen zum Kanon der Weltliteratur zählen. Einerseits. Es gibt andererseits auch intellektuelle Zerstreung, jede Menge pseudo-avantgardistischen Schund. Auch schlimm. Davon abgesehen: Wir können nicht pausenlos nur Highend-Literatur lesen. Schon klar.

Nur: Wir müssen das unterscheiden lernen. Wir sollten außerdem als Leser immer möglichst viel verlangen. Wir alle machen ja eine Leseentwicklung parallel zu unserem Leben durch, wenn wir uns mit Literatur beschäftigen. Wir brauchen also ein breites Angebot an unterschiedlichen Niveaus von literarischen Texten, an denen wir wachsen können. Und was das angeht, leben wir eigentlich im reinen Luxus. Wir haben das alles im Überfluss. Aber darum geht es mir gar nicht im Kern.

Die Sache mit dem Trivialen, das Problem mit dem Futter für die hungrigen Kunden der Zerstreungsindustrie hat für mich erst einmal etwas mit Haltung zu tun. Von der Seite des Lesers aus betrachtet, heißt das: Will ich mich herausfordern lassen? Will ich mich mit etwas auseinandersetzen, das mir in gewissen Aspekten überlegen scheint? Und will ich mich dem stellen? Ich behaupte, wer sich lieber betäuben lässt, wird eben das nicht wollen. Nicht weil da jemand zu blöd ist, sondern weil dieser Jemand offenbar lieber nicht die Grenzen seiner Welt verschieben möchte. Bei Lesern nehme ich das noch zähneknirschend hin. Aus anerzogener Toleranz. Bei Autoren, die das vorsätzlich bedienen und ausnutzen, fällt mir das weniger leicht.

Deshalb: Ich will mich nicht zu der Autorität aufschwingen, die verfügt, welcher Lesemodus legitim ist. Auch möchte ich ja nichts aus der Welt schaffen. Obwohl es wirklich keine beruhigende Beobachtung ist, dass Zerstreung in bestimmten Bereichen gesellschaftlich hingenommen oder gar gutgeheißen und gefördert wird. Zum Beispiel beim Lesen. Am Ende steckt da natürlich auch Ideologie dahinter. Übt man nicht auch eine bestimmte Art von Konsum ein, wenn man im Akkord liest? Und da sehe ich natürlich schon eine Verantwortung für alle, die in der Branche tätig sind. Vor allem aber bei denen, die sich bemühen, Maßstäbe zu bestimmen.

Wahrscheinlich scheitere ich als Autor ständig an den eigenen Ansprüchen. Wahrscheinlich wäre es ökonomisch cleverer, diese Ansprüche zu korrigieren – aber ich mag nicht. In diesem Punkt bin ich vielleicht auch zu dicht an den Fundamenten meiner Persönlichkeit. Ich glaube, es ist richtig,



sich zu bemühen, in diesem Leben etwas zu schaffen, dass für einen selbst, idealerweise aber gerade auch für wenigstens ein paar andere eine Bedeutung hat. Dahinter könnte ein sehr christlicher Gedanke stecken. Oder einfach ein fundamental menschlicher. Am Ende der Tage wünscht man sich ja doch, dass sich auch das Leben zu einer ganz guten Geschichte rundet. Darum kann ich wohl nicht anders.

**„Vorwärts nun also“, wie Professor Unrat sagen würde: Zurück zu deinen literarischen Werken. Welche erzählerische Funktion hat das chronologisch-gebrochene Erzählen in „Es war einmal Indianerland“ und „Mogel“, das in „Stadtrandritter“ noch um eine herausfordernde Überlagerung von Perspektiven ergänzt wird für das Ausloten der Frage, was und wie wir lieben, glauben und hoffen wollen? Oder anders: Warum erzählst du die Geschichten nicht einfach klassisch chronologisch und kohärent, so, dass sich eine Handlung logisch aus der anderen ergibt, sondern verlangst vom Leser dieses große Ausmaß an Mitarbeit?**

Ich weiß, dass das nicht so beabsichtigt ist, aber man kann nach deiner Frage leicht den Eindruck bekommen, die Romane verursachen beim Lesen Kopfschmerzen. Oder haben andere unangenehme Nebenwirkungen. Dabei sind sie zunächst einmal vollgestopft mit einem Personal, das nicht von der Stange kommt, und abenteuerlichen Ereignissen und Schauplätzen, die man auch nicht alle Tage in Büchern findet. Es gibt Boxkämpfe, einen Kirchenbrand, Bierpongspiele, Musikfestivals, Schlafplätze in Autowracks und es gibt Kleingartenlauben, in denen Rundbetten stehen. Es ist eine ganze Menge los. Ich habe nicht das Gefühl, dass sich Leser meiner Romane groß quälen müssen.

Und das ist natürlich ein Punkt: Mir scheint wichtig, dass man als Leser entschädigt wird. Man opfert ja Lebenszeit. Wer Sport treibt, weiß: Die beste Belohnung ist nicht unbedingt ein Pokal. Es ist dieses Gefühl, wenn man sich in einem Moment verliert. Wenn sich all das Training plötzlich auszahlt. Wenn man merkt, man kann auf einmal Dinge, die konnte man vorher nicht. Ein wenig bauen meine Geschichten darauf, dass sie den Lesern ein ähnliches Gefühl bescheren. Die Mitarbeit soll sich auszahlen. Man soll diese Mitarbeit erleben und dann vergessen. Es ist ja in Wahrheit deshalb auch nur eine Scheinabsage an das herkömmliche Erzählen. Es kann so wirken, als wäre die Form ungewöhnlich, weil die Folgerichtigkeit der Ereignisse nicht einfach schon durch chronologisches Erzählen von Anfang an gesetzt wird, sondern weil ein bisschen gepuzzelt werden muss. Aber eigentlich ist das ein gängiger Prozess im Leben. Beim Erinnern zum Beispiel.

Das allerdings wäre alles kaum mehr als billiger Mummenschanz, wenn sich das nicht aus dem Inhalt der Geschichten herleiten ließe. Letztlich suche

ich immer nach einer Form, mit der sich mein Thema erzählerisch möglichst interessant umsetzen lässt. In Indianerland geht es ja um die Liebe. Damit um Verwirrungen. Und letztlich auch um Vertrauen. Dieses Vertrauen müssen die Leser auch der Geschichte am Anfang entgegenbringen. Tun sie das, wird es ihnen leicht gemacht, sich für ihre Leseleistung am Ende auch zu lieben, wenn man so will.

Ähnlich ist es auch in Stadtrandritter beim Thema Glaube. Dort fordert die Form einen ständig zum Zweifeln heraus. Und zur Parteinahme. Beides führt damit gezielt auf den Kern des Romans hin. Verstärkt wird das auch noch durch Motive, die transportieren sollen, welche kulturellen Muster und Mythen in der Geschichte auch wirken und nachwirken. Kurz: Es geht mir also auch immer darum, das Erzählen mit zu reflektieren. Sehr sinnfällig vielleicht bei „Mogel“. Der Erzähler erfindet ständig etwas. Er mogelt und ist als Mädchen kostümiert. Er kommt auf die Art erst zu seiner eigenen Identität. Dieses Buch ist, wenn man so will, auch relativ ungeschminkt das Porträt eines Schriftstellers als vermeintlicher Jugendbuchautor, verpackt in eine burleske Geschichte. Womit ich das auch mal los wäre.

### **Siehst du dich nicht als ein Jugendbuchautor?**

Ich bin Schriftsteller. Ein Teil meiner Arbeit macht mich natürlich zum Genreautor. Das fühlt sich meist allerdings an, wie es sich für Miguel in seiner Rolle als Mädchen anfühlt. Das verändert meine Identität nicht wirklich und rüttelt auch nicht an ihr. Es maskiert mich für den Moment. Und das verschafft mir angenehme wie unangenehme Situationen. Überwiegend tatsächlich sogar angenehme. Trotzdem passiert es immer wieder, dass ich mich in der Kostümierung nicht gesehen fühle. Unter Kollegen. Von der Kritik. Und so weiter. Auf solche Sachen sollte man sich ein Ei backen. Das ist ja auch das, was alle Künstler gerne zu Protokoll geben: Es interessiert sie nicht, was der Rest der Welt von ihrer Arbeit hält. Zu 97 % vermutlich flüssig gelogen. Bei den restlichen 3 % stimmt vielleicht Reichtum oder ein äußerst sonniges Gemüt gleichmütig.

### **Deine Geschichten sind am Stadtrand angesiedelt. Welches Potential besitzt dieser Raum für dein Erzählen?**

Stimmt, ich lasse gern den Ort meiner Herkunft für mich Modell stehen. Literarische Welten haben ja sehr viele verschiedene Funktionen. Ich transportiere über die Umwelt zum Beispiel oft die Innenwelt meiner Figuren in die Außenwelt. Es hilft dann, wenn man sich an einem Ort sehr gut auskennt. Wenn man weiß, von wo das Licht kommt. Wie es dort riecht. Und all das. Ein anderer wichtiger Aspekt: Exotik. Als Leser mögen wir es, in fremde Welten einzutauchen. Es kommen nicht schrecklich viele

Schriftsteller aus Jenfeld und vergleichbaren Gegenden. Das ist für mich ein Vorteil. Wobei: Letztlich müsste ich als guter Handwerker aus jedem Schauplatz immer das Optimum herauskitzeln. Im Sinne der Geschichte. Wie erlebst du denn den Raum in diesen Geschichten?

**Was mir an dem Raum Jenfeld gefällt, ist das er Extreme ermöglicht: von der gut bürgerlichen Vorstadtfamilie bis hin zum Leben im K16 – einem Hochhauskomplex. Jenfeld ist ein geschickt genutzter Mikrokosmos für das Ausloten von Liebe – Glaube – Hoffnung und bietet eine ungeheure Klaviatur, die zu spielen du ... okay, ein Interview ist keine Buchbesprechung. Also, wieso überhaupt eine Liebe-Glaube-Hoffnung-Trilogie?**

Am Anfang stand eine - jedenfalls für mich - überraschende Entdeckung. Es geht in den Geschichten, die ich erzähle, ja um das Erwachsenwerden. Dabei finden Übergänge statt. Die kindliche Ich-ich-ich-Welt, in der die Selbstwahrnehmung noch relativ primitiv ausgeprägt ist, verändert sich. Grammatikalisch gesehen, entdeckt man in der Lebensphase neue Bezugsgrößen. Besser gesagt: Wir sind einfach dazu gezwungen, andere Menschen und uns selbst anders wahrzunehmen. Die biologischen, gesellschaftlichen, kulturellen Umstände verlangen es so.

Das heißt: Wir interessieren uns plötzlich intensiver dafür, wer wir selbst sind. Wir entwickeln unsere Positionen in der Welt. Wir können intime Verhältnisse zu einer zweiten Person aufbauen, zu einem Du. Wir können Gemeinschaft suchen, Teil eines Wirs werden. Wir können uns konkretere Wünsche über unsere Zukunft machen und damit ein Bild von einer Person entwerfen, die wir mal sein wollen - da sehen wir dann auf einmal einen Menschen vor uns, der wir vielleicht einmal sein werden. Ein Er. Eine Sie. Was immer.

Es gibt also offenbar einen Zusammenhang zwischen der Grammatik und den christlichen Tugenden Liebe, Glaube, Hoffnung. Anthropologisch bemerkenswert womöglich. Vor allem aber erzählerisch wahnsinnig interessant. Denn diese abstrakten Begriffe haben die Eigenschaft, in ihrem Inhalt dynamisch zu sein. Wir müssen uns von Generation zu Generation immer wieder neu darüber verständigen, was sie für uns bedeuten. Und jeder Einzelne muss das natürlich auch für sich ausmachen. Also habe ich meine Figuren losgeschickt, für sich ein paar Erfahrungen dabei zu sammeln.

**Kannst du den Zusammenhang zwischen der Grammatik des Erwachsenwerdens und den christlichen Tugenden vielleicht anhand einzelner Figuren aus deiner Stadtrand-Saga illustrieren? Wie hängen DU,**

**WIR, ER/SIE und Liebe, Glaube, Hoffnung für die Figuren zusammen? Zu welcher Verständigung über oder eher, zu welchen Annäherungen an die christlichen Tugenden finden die Figuren?**

Da gibt es für mich als Autor eine natürliche Sperre - und ich ziehe meinen Publikumsjoker. Die einzige vernünftige Antwort darauf liefern die Romane selbst. Man kann in „Es war einmal in Indianerland“ beobachten, wie jemand lernt, dass es Unterschiede gibt zwischen ungefährlicher Schwärmerei für jemanden und wirklicher Nähe zu einer anderen Person. In „Stadtrandritter“ werden die Attraktionen und Abgründe von unterschiedlichen Gemeinschaftsmodellen vorgeführt. In „Zeit für Astronauten“ kämpfen mehrere Figuren darum, eine Vorstellung von der eigenen Zukunft zu entwickeln. Es wird also geliebt, geglaubt und gehofft. Und dabei gezeigt, dass diese Begriffe einen sehr dynamischen Inhalt besitzen. Meine Überzeugung ist, wir können zwar nicht entscheiden, ob wir lieben, glauben und hoffen, aber dafür sehr wohl, was und wie wir lieben, glauben und hoffen möchten. Das ist nicht wenig. Und das lässt sich auch erzählerisch anschaulich gestalten, habe ich festgestellt. Das Ganze geht für mich also weit über die Figuren und das Inhaltliche hinaus.

**Du sprichst darauf an, dass du die Innenwelt deiner Figuren in die Außenwelt spiegelst. Kannst du an einer Figur aus deinen Romanen diese Verknüpfung illustrieren und damit das didaktische Potential deiner Bücher am Beispiel hervorheben.**

In der fiktiven Welt dreht sich alles, analog zur menschlichen Wahrnehmung, um das Zusammenspiel der drei Parameter Figur Raum Zeit. Erzählerisch relevant sind dabei auf der Ebene der Figuren vor allem die Konflikte. Und auf der Ebene der Zeit die Ereignisse. Situationen also, in denen etwas passiert, etwas Erzählenswertes, wenn man so will. Auf der Ebene des Raumes ist das vergleichbar, dort interessieren Kontraste. Auch die Innenwelt des Helden gehört, wenn ich das richtig sehe, zum erzählerischen Raum. Temperament, Weltanschauung, Charakter stehen ja oft in interessantem Kontrast zur Außenwelt.

Über diese Dinge denke ich als Autor dann auch ausgiebig nach beim Schreiben. Wie sich denken lässt, kann mit der Wahl der Räume eine Menge illustriert werden. Ich habe da eine Menge beim Film gelernt, wo zum Beispiel Lichtstimmungen und Kulissen ganz wesentlich helfen, Gefühls- und Stimmungslagen auszudrücken. Und das oft sehr elegant. Enge, dunkle Zimmer erzählen eben etwas anderes als weite, lichtüberflutete Strände. Daraus ergibt sich aber im Idealfall wiederum eine ganze Dramaturgie. Um das ganz verkürzt einmal verständlich zu machen: „Es war einmal Indianerland“, in einigen Teilen eine klassische Geschichte über einen Reifeprozess, beginnt mit einer Art Prolog auf einer Brücke,

einem Ort, der zwei Seiten miteinander verbindet. Danach spielt die erste Szene an einem Fluss im Regen. Und die letzte Szene spielt an einem See bei Sonnenschein. Das waren keine willkürlichen Entscheidungen. Behaupte ich jetzt kühn. Aber Autoren darf man ja sowieso immer nur bedingt trauen.

**Inwiefern darf man einem Autor nur bedingt trauen? Muss ich als Leser nicht gerade einen Fiktionsvertrag mit dem Autor eingehen? Ich zitiere dazu Umberto Eco: „das beinhaltet, was Coleridge ‚the willing suspension of disbelief‘, die willentliche Aussetzung der Ungläubigkeit nannte“ (Eco 1994, S. 103). (Diese Anforderung erinnert an „Doppeldenk“, worin ihr uneingeschränktes Potential zu Macht bestehen könnte.)**

Mit dem Autor muss man im Grunde nur, über den Umweg Handel und Verlag, einen Kaufvertrag beim Erwerb seiner Bücher eingehen. Der Autor ist ja so etwas wie eine Marke, ein Unternehmer, ein Produzent, der sich um die Ressourcen kümmert, ein Lagerist für die Rohstoffe. Nur ein Teil jener sehr unheiligen Trinität, die bei einem Text, zumindest auf der Urheberseite, das Werk erschafft, quasi ein Drittel dieses verwirrend eng verstrickten Gespanns aus Autor, erzählerischem Bewusstsein und Erzähler.

Dem Erzähler ist meist auch wenig zu trauen. Oder nur insofern, dass man von seiner Existenz ausgehen darf, weil er im Text in der Regel nachweisbar ist. Und dann gibt es da noch diese ominöse Größe zwischen Autor und Erzähler. Dass es sie überhaupt gibt, zeigt sich vielleicht am offensichtlichsten im Film. Die Wahrnehmung von Filmereignissen unterscheidet sich von der gewohnten sinnlichen Wahrnehmung von Realität ja nur sehr bedingt. Ich greife in das Geschehen zwar nie ein, aber ich habe dieses starke Gefühl, etwas zu erleben. Das ermöglicht nicht zuletzt eben das erzählerische Bewusstsein. Es entsteht im Kopf des Zuschauers. Und als Zuschauer lasse ich mich in dem Moment auf eine Manipulation ein.

Das Gleiche als Leser: Ich verleibe mir die Geschichte ein. Wortwörtlich. Dadurch verschieben sich Grenzen. In mir. Mein Innenleben wird bestenfalls reicher. Und damit wären wir wieder an der Stelle, an der es um das Angebot zur Mitarbeit geht. Natürlich kann ich eine schlichte Konsumentenhaltung einnehmen. Dann kann ich ein bisschen staunen. Ich kann mich kurz wegbeamten lassen. Und das war's. Oder ich kann anfangen, mir Fragen zu stellen. Weiterarbeiten. Ich denke, dass ein höher entwickeltes erzählerisches Bewusstsein das immer provoziert. Und nach vielen solchen Erfahrungen kann man dann eben auch auf die Fragen kommen, die du stellst.

Der Autor aber ist da längst nebensächlich. Der Autor kann hinterher über seine Geschichten behaupten, was er will. Denn du, Zuschauer oder Leser, bist als Teil der Geschichte plötzlich selbst gefragt. Es geht vielleicht sogar ausschließlich um dich. Ist das nicht ansatzweise auch in diesem Gespräch zu beobachten? Du bringst eine Menge ein, für das der Autor nicht verantwortlich ist. Hättest du dich nicht mit George Orwell beschäftigt, wäre dir etwa das Wort Doppeldenk völlig fremd. Würdest du nicht wissen, dass ein Erwachsenenleben einen stets und ständig mit der Frage nervt, woran man sich halten und orientieren soll, wäre dir Eco vermutlich nicht in den Sinn gekommen. Literatur, das wird dir jeder seriöse Autor bestätigen, heißt einen in so einem Fall mit offenen Armen willkommen. Und dann bist du selbst gefragt. Überspitzt gesagt: Literatur erzieht dich zur eigenständigen Mitarbeit. Und liefert vielleicht auch den Trost, dass man dabei nicht ganz allein ist.

**Zum Schluss dann noch der Schwenk zu deinen Erfahrungen mit öffentlichen Auftritten als Autor: Du bist ja viel auf Lesereisen und trägst besonders vor Schülern aus deinen Büchern vor. Worauf reagieren die?**

Eine Lesung bietet kein Riesenspektakel. Worauf ich mich also verlassen muss, sind meine Textauswahl und eine Bereitschaft beim Publikum, sich auf die Sache einzulassen. Klingt banal. Aber ist es nicht. Für die Schüler sind das Pflichtveranstaltungen und ich bin für die maximal eine Scheingröße. Normalerweise kennen die mich nicht – natürlich nicht. Oft kennen die auch nicht den Roman, aus dem ich lese. Die wissen wenig über Literatur. Und praktisch nichts über den Künstler als Unternehmer. Manchmal erleben die zum ersten Mal überhaupt eine Autorenlesung. Die müssen das alles dann erst einmal für sich sortieren und bewerten. Was bringt uns das? Was ist das überhaupt für ein Vogel, der da vorne hockt und sabbelt?

Ich glaube, es ist für die deshalb wichtig, dass sie spüren: Da kommt jemand, der ist vorbereitet und hat etwas zu erzählen. Dann reagieren sie mit großer Höflichkeit und Respekt und folgen dem Text. Am besten ist es aber immer dann, wenn bereits vorher etwas im Unterricht behandelt wurde. Da gibt es dann echten Klärungsbedarf und eine ganz andere Neugier, weil beides Zeit hatte, in den Schülern zu wachsen. Das ist ja auch logisch: Im Idealfall sind die Geschichten dann schon von ihnen vereinnahmt.

Was Schüler besonders interessiert, wenn sie schon ein wenig Leseerfahrung haben, ist bei meinen Büchern wirklich die Form. Da wollen die wissen, warum sich das so stark von dem unterscheidet, was sie kennen. Das nicht-lineare Erzählen ist für die in der Form meist etwas Unerhörtes. Und inhaltlich stören sie sich oft an expliziter Sexualität. Das

höre ich oft. Ich habe ja auch den Verdacht, dass ihnen jugendliche Protagonisten nicht wirklich recht sind. Wofür ich großes Verständnis habe. Da halten sie sich ja für die größeren Experten.

**Welche Aspekte werden in den Fragen der Schüler aufgegriffen? An welchen Stellen hast du das Gefühl, die Schüler zu erreichen?**

Das hängt eben stark von der Situation ab. Und übrigens überhaupt nicht von der Schulform. Und sehr wenig von regionalen Eigenheiten. Mein Eindruck. Für das Gespräch nach einer Lesung spielt das soziale Gefüge der Gruppe eine enorme Rolle. Es ist etwas anderes, ob dort eine Klasse vor mir sitzt oder eine ganze Klassenstufe oder gar Klassen aus unterschiedlichen Jahrgängen. Es kommt darauf an, wer darf sich in der Öffentlichkeit die Blöße geben, etwas zu äußern. Das darf man ja nicht vergessen: Ich bin nach 90 Minuten wieder weg. Die sehen sich Tag für Tag wieder.

Jedenfalls: Komme ich als Unbekannter, wird meist über den Beruf des Autors gesprochen. Wie wird man das? Wie sieht ein Arbeitsalltag aus? Was springt finanziell dabei raus? Mit viel Glück geht es auch um die Wahl des Themas für einen Roman. Und mit ganz viel Glück spricht man über den Sinn und Unsinn von Literatur allgemein. Ein wenig kann man das steuern. Aber ohne ein paar aufgeweckte Leser gibt es da klare Grenzen.

Inhaltlich und handwerklich wird das Gespräch in der Regel nur, wenn die Schüler die Chance hatten, vorher etwas zu lesen. Allein die Lesung reicht dafür offenbar nicht. Das finde ich sehr bemerkenswert. Sehr selten traut sich überhaupt jemand, etwas davon zu kommentieren, was gerade erst vorgetragen wurde. Schade einerseits. Andererseits auch sympathisch. Daher ist es wahnsinnig schwer zu sagen, womit man sie tatsächlich erreicht. Stellen, an denen gelacht wird, sind ein Indiz. Aber auch da sind Schüler sehr unberechenbar. Was an einem Tag in Rendsburg ein Brüller ist, muss eine Woche später in Pforzheim nicht automatisch funktionieren. Was ich immer vermutet habe, weil mir das als Jugendlicher auch gefallen hätte: Es wird sehr geschätzt, wenn keine falsche Rücksicht genommen wird. Vor allem auch sprachlich. Ich glaube, ein Wortschatz und eine Syntax, die ein kleines Stück über ihren eigenen Horizont hinausgehen, helfen. Helfen definitiv mehr als ein anwanzendes Anpassen an ein vermeintlich altersgerechtes Niveau.

**Und: Haben deine Beobachtungen und die Rückmeldungen der Rezipienten einen Einfluss auf dein Schreiben?**

Alles hat immer Einfluss auf das Schreiben. Aber mein erster und letzter Leser bleibe ich. Und auf keinen anderen kann ich Rücksicht nehmen.

# Abenteuer des Erwachsenwerdens

(2016)

## über Liebe, Glaube, Hoffnung

*Das Gespräch fand im Rahmen des Studientages „Leben Lesen. Kinder- und Jugendliteratur im Kontext religiöser Lektüre“ im März 2016 für die STUBE, der Studien- und Beratungsstelle für Kinder- und Jugendliteratur, live vor Publikum in Wien statt. Heidi Lexe, Leiterin der STUBE und Lehrbeauftragte für KJL am Institut für Germanistik der Universität Wien, befragte den Autor zu seinen aktuellen Büchern und seiner Poetik.*

**Seit ich „Es war einmal Indianerland“ gelesen habe, wusste ich, dieser Tag muss kommen! Es ist natürlich nie leicht, einen Rowohlt-Autor anzuschreiben und zu sagen: „Wollen Sie nicht in die STUBE kommen?“ Der denkt sich dann wahrscheinlich: So eine rührige kleine Institution in Wien – schreib ich ein freundliches Mail, alles Gute für Ihre Zukunft, hab’ leider keine Zeit. Das heißt, man muss lange vorbauen, man muss Bücher an prominenten Stellen wie in 1000 und 1 Buch rezensieren, man muss in einem kleinen Interview vorführen, dass man weniger am Plot der Romane interessiert ist als an deren literarischer Gestaltung, man besucht unauffällig-auffällig Lesungen. Und dann wagt man eine Anfrage. Ich möchte hier jetzt nicht das Bild vom erfolgsverwöhnten Autor zerstören, aber mir muss man eigentlich nur sagen: „Wien“. Das reicht.**

**Wir werden uns zuerst über Ihren Roman „Stadtrandritter“ unterhalten. Das Buch stand auf der Empfehlungsliste des Katholischen Kinderbuchpreises 2015 – obwohl es ja als viel zu üppig und kompliziert gilt ... Ich habe extra ein paar Kreuze aufs Cover drucken lassen.**

**Damit es funktioniert? Hat es.**



Es ist kein ganz, ganz dünnes Buch. Es ist deshalb auch das Buch, aus dem man mich am seltensten bittet, irgendwas vorzulesen. Was daran liegt, vermute ich, dass dieser massive Umfang Menschen wirklich abschreckt. Außerdem regnet es in diesem Roman ständig. Und für zarte Gemüter ist es an manchen Stellen auch nicht wirklich geeignet. Da gibt es diesen Moment, wo ein Körperteil abgetrennt wird, das dann von einem Hündchen verspeist wird – zum Beispiel.

### **Woran schult man solche Szenen? An Filmen von Martin Scorsese?**

Für den Mythos als Schreiber vom Stadtrand muss man natürlich erzählen: Alles reine Beobachtungsgabe ... Nein, wie ich genau auf dieses Detail gekommen bin, weiß ich jetzt gar nicht mehr. Aber dass es in gewissen kriminellen Milieus zum guten Ton gehört, mit Gewalt Zeichen zu setzen, das ist ja bekannt. Wegen der Verstümmelung habe ich mich dann bei einer Ärztin erkundigt, die in der Unfallchirurgie einer Klinik arbeitet, um das auch medizinisch korrekt beschreiben zu können. Und tatsächlich waren ihr solche Fälle nicht unvertraut. Wobei sie meinte: In bestimmten Kreisen finden die Opfer wirklich nur bei größeren Komplikationen den Weg in die Notaufnahme.

**Der Titel des Romans deutet es an: Ritter spielen eine wesentliche Rolle. Die beiden Hauptpersonen heißen Silvester Lanzen und Merle von Aue. Domino nennt ihren Motorroller Rosinante. Erzählt wird der Roman in Äventiuren: jemand zieht aus, um sich zu bewähren, um eine Aufgabe zu lösen, um, wenn man so will, den Gral zu finden. Gibt's den im Roman?**

Hier wird Literatur offensichtlich dazu benutzt, um Lebensentscheidungen rückwirkend zu rechtfertigen. Ich habe mich lange Zeit nämlich gefragt, wozu bloß dieses Mittelhochdeutschstudium? Bis ich diesen Roman geschrieben habe. Und natürlich freue ich mich, wenn alle Leser, die davon schon mal gehört haben, zwischen den Zeilen auf Gralsuche gehen, aber wenn nicht, ist es auch nicht schlimm. Becher spielen in diesem Roman jedenfalls keine Rolle, die Gralsuche wird also mehr auf der symbolischen Ebene abgehandelt. Sobald Autoren allerdings anfangen, das eigene Werk selbst zu erklären und auf der symbolischen Ebene ankommen, wird's meistens abenteuerlich.

**„Stadtrandritter“ ist auch eine Geschichte über eine Wahrheitssuche – eine, an der Silvester letztlich scheitert. Was macht den Reiz eines solchen Motivs aus?**

Wenn ich zurückdenke, wie ich als Jugendlicher war, beginne ich auf der einen Seite, mich sofort zu gruseln, weil ich mir denke, was für ein schrecklicher Mensch bist du nur gewesen. Andererseits denke ich aber auch: Mann, eigentlich warst du doch auch ein sympathisches Bürschchen. Man hat ja zum Beispiel diesen rührenden Idealismus. Eine echte Stärke von jungen Menschen. Die glauben ja im Zweifelsfall noch, dass es so etwas wie Wahrheit gibt. Und die das natürlich erschüttert, wenn sie nach und nach drauf kommen, dass das mit der Wahrheit gar nicht so einfach ist. Und weil man daran, wie wir alle wissen, sehr leiden kann, ist das per se schon einmal erzählerisch wirklich brauchbar.

Wobei der für mich interessante Aspekt in diesem Fall war: Je näher Silvester der Wahrheit kommt, umso weiter entfernt er sich auch davon. Das ist eigentlich fürchterlich, aber das ist eine Erfahrung, die wir alle machen – je genauer man hinsieht, desto schlimmer wird's, weil man überhaupt nicht mehr entscheiden kann, was jetzt eigentlich noch wahr ist. Und selbst wenn man's dann am Ende für sich geklärt zu haben scheint – es ändert nicht wirklich viel.

**Der Pastor – für mich persönlich war das die unsympathischste Figur des Romans. Zuerst agiert er, als hätte er die Weisheit mit dem Löffel gefressen; und dann ist er ja derjenige, der alles ins Kippen bringt, weil er sich an Merle heranmacht. War er als Figur für diesen Kippeffekt wichtig? Denn letztlich geht ja dann alles in der Apokalypse auf und die Pfarre brennt nieder.**

Ja, wobei ... Autoren sind im Grunde ja Kleingeister. Diesen Mann gab's nämlich wirklich, es war aber kein Pastor, sondern ein Lehrer. Mir war wohl vor allem wichtig, ein stimmiges Porträt dieses Mannes zu zeichnen. Und ob sympathisch oder unsympathisch – was für Jugendliche wirklich schwierig ist (und mich auch zeitlebens verfolgt hat), ist dieser Schock, wenn sich eine Vertrauensperson als jemand entpuppt, der voller Abgründe steckt. Und daraus ergibt sich natürlich wiederum tolles dramatisches Potenzial und ich glaube tatsächlich, dass der Pastor zwar eine Menge Humbug, aber doch auch Dinge erzählt, die wahnsinnig anziehend und nachvollziehbar sind – und gar nicht so verkehrt.

**Mit ein bisschen Lust an der Überinterpretation könnte man die Struktur des Romans auch biblisch lesen. Es beginnt mit einem sehr paradiesischen Zustand zwischen Merle und Silvester und endet in der Apokalypse. Dazwischen finden wir eine Passionsgeschichte. Haben Sie sich dafür mit der biblischen Passionsgeschichte genauer beschäftigt?**

Das hat mich beim Schreiben der gesamten Trilogie mehrfach irritiert, wie einfallslos man als Autor eigentlich ist. Es ist wirklich erstaunlich, wie stark unsere Kultur christlich geprägt ist. Gerade für einen Norddeutschen ist das eine erschütternde Erkenntnis. Wir halten uns ja alle mehr oder weniger für kultivierte Heiden und wenn man dann feststellt, dass unsere ganze Kultur auf diesem einen Buch beruht ... ich weiß nicht. Auf mich wirkt es in gleicher Weise faszinierend wie merkwürdig – wir landen immer wieder bei den bewährten Erzählmustern.

**Die Apokalypse in „Stadtrandritter“ ist sichtbar ausinszeniert. Aber es gibt auch jene Apokalypse auf der emotionalen Ebene – ausgehend vom Moment des Verrates, der ja auch in der Passionsgeschichte vorkommt. Ist dieser Verrat ein besonders spannendes Motiv?**

Ich finde, es ist ein wahnsinnig reizvolles Motiv, und beim Thema „Glaube“ spielt es zudem für mich eine wichtige Rolle. Ich komme mir ein bisschen dämlich vor, das in diesem Rahmen zu erzählen, aber wenn jemand am Kreuz hängt und sich dann nicht sicher ist, ob das alles so richtig ist, ob ihn nun alle verlassen haben, dann steckt dahinter ja auch eine Wahnsinnsfurcht vor dem Verrat. Ein Motiv also, das zweifellos zum Repertoire der Urgeschichten gehört, und deshalb bleiben uns diese Geschichten ja auch erhalten, weil diese Konflikte, die sie verhandeln, immer aktuell bleiben werden. Die Zweifel an den anderen und an den Autoritäten, das sind schreckliche Erlebnisse und die gehören zum Erwachsenwerden ganz massiv dazu. Eine schöne Aufgabe für die Literatur, das sinnfällig zu machen.

**In „Stadtrandritter“ steht das, was erzählt wird, zwischen zwei Fragestellungen. Die Fragestellung zu Beginn heißt: „Woran glaubst du? Vorschläge?“ Am Ende des Romans wird diese Frage wieder aufgegriffen und es heißt: „Glaubst du nicht?“ Was hat es auf sich mit dieser Erzählklammer aus Fragestellungen?**

Für mich war beim Schreiben ein Aufsatz von David Foster Wallace ein wichtiger Denkanstoß. „This Is Water“, heißt der. Die Hauptthese lautet dort: Es gibt kein erwachsenes Leben ohne Glauben. Und Foster Wallace legt das – zumindest für mich – schlüssig dar. Der eine glaubt an Geld, der andere macht eine bestimmte spirituelle Praxis zu seinem Lebensinhalt. Jeder widmet sich seinem ganz persönlichen Glauben. Ohne Ausnahme. Mich hat gereizt, das erzählerisch umzusetzen. Also vorzuführen, dass wir gar nicht anders können, als uns in bestimmten Situationen auf bestimmte Überzeugungen einzulassen – zu glauben. Es gibt in diesem Roman deshalb nicht nur die Anfangsfragen, es gibt auch Passagen, die heißen „Making-

ofs“, wo Figuren selbst ihre Rollen reflektieren. Ein Ding der Unmöglichkeit, eigentlich. Es ist aber machbar, rein technisch, und es hat einen merkwürdigen Effekt, wenn man dann als Leser\_in herausgeworfen wird aus der Fiktion: Man versteht den Trick – und kann nichts dagegen tun. Sobald wir uns auf eine Geschichte eingelassen haben, spielt es überhaupt keine Rolle mehr, wenn in der Geschichte behauptet wird, es handelt sich um eine fiktive Welt. Das ändert nichts. Wir haben uns eingelassen – wir glauben. Daran, dass diese Welt existiert. Und das tut sie ja auch, zumindest in unseren Köpfen. Darauf spielt die Erzählklammer an. Und beim Schreiben denkt man: wahnsinnig genial. Vielleicht ist es aber auch nur albern – so wie der Aufsatz von David Foster Wallace vielleicht auch nur albern ist.

**„Stadtrandritter“ ist Teil einer Trilogie zum Thema „Glaube, Liebe, Hoffnung“. Der erste Teil der Trilogie ist „Es war einmal Indianerland“. Wie kommt man auf die Idee, für Jugendliche oder über Jugendliche eine Trilogie über Glaube, Liebe und Hoffnung zu erarbeiten?**

Ich ging stramm auf die vierzig zu, war Autor von ein paar Büchern in Kleinverlagen und sehr überschaubarem Erfolg. Und eine Tages kam dann eine Lektorin vom großen Rowohlt-Verlag auf mich zu und hat mich gefragt, ob ich Lust hätte, einen Jugendroman zu schreiben. Mein erster Gedanke war: „Nein!“ Ich war seit gut zwanzig Jahren damit beschäftigt, mich von meiner Jugend zu entfernen – und dann soll man in diese Lebenszeit wieder zurückkehren? Aber mein zweiter Gedanke war: „Rowohlt!“ Und also fing ich an, mir über das Genre ein paar Gedanken zu machen. Das war, bevor „Tschick“ rauskam, und ich hatte damals nicht das Gefühl, dass die Jugendliteratur in der deutschen Literatur im Augenblick größere Bedeutung oder Relevanz hätte. Das sah also zumindest mal nach einer Aufgabe aus. Die Idee mit der Trilogie kam allerdings etwas später ...

**Nach „Es war einmal Indianerland“!?**

Der Roman ging mir erstaunlich leicht von der Hand. Und als er dann fast abgeschlossen war, habe ich wieder nachgedacht. Ich kenne viele Autoren und Autorinnen, die bei einem großen Verlag ein Buch veröffentlicht haben und dann wieder von der Bildfläche verschwunden sind, auch gute Freunde von mir. So kam mir der geniale Einfall, meiner Lektorin, die „Indianerland“ sehr mochte, einfach dreist zu eröffnen, dass das Buch der Auftakt zu einer Trilogie ist. Und weil es im ersten Teil hauptsächlich um die Liebe geht, dachte ich mit meiner Vorbildung aus Konfirmandentagen, da machen wir doch insgesamt drei Teile, da gibt's ja noch zwei offene Punkte ...

Das ist die launige Variante der Geschichte. Mir ist aber außerdem aufgefallen, dass es tatsächlich so eine Art „Grammatik des Erwachsenwerdens“ gibt. In der Liebe liegt es auf der Hand, man entwickelt ein Interesse an einem Gegenüber, an einem Du. Beim Glauben ist es meiner Meinung nach so, dass man ein Interesse für ein neues „Wir“ entwickelt. Man wird in eine Familie hineingeboren, das sucht man sich nicht aus. Aber es gibt ab einem gewissen Zeitpunkt ein Interesse daran, Leute zu finden, die ähnlich ticken wie man selbst. Das ist, meiner Meinung nach, eine Glaubensfrage. Und letztendlich ist es auch interessant, darüber nachzudenken, wie man einmal werden wird – da spiegelt sich das „Ich“ in einer dritten Person Einzahl, wenn man so will. Das ist in meinen Augen beim Thema „Hoffnung“ der Fall. Mit dieser Grammatik des Erwachsenwerdens konnte ich immerhin sieben Jahre meines Lebens zubringen, das war nicht so schlecht.

**„Es war einmal Indianderland“ und „Stadtrandritter“ sind so erzählt, dass sowohl die Zeitebenen als auch die Wahrnehmungsebenen ineinanderfließen; es geht ständig vor und zurück. Das ist scheinbar verworren, aber eigentlich bis ins kleinste Detail durchkomponiert. Worin liegt für Sie der Reiz einer solchen Text-Konstruktion?**

Was mir immer wichtig ist bei Literatur, ist, dass jede Geschichte die Form bekommt, die sich schlüssig aus dem Stoff ergibt und die der Geschichte dient. Ich möchte gerne den Prozess, den der Held emotional durchläuft, wenn möglich, auch in der Form abbilden. Bei „Es war einmal Indianerland“ wäre das zum Beispiel diese Konfusion, die jeder kennt, der mal verliebt war. Und bei „Stadtrandritter“ war es mir wichtig, etwas Ähnliches für das Thema „Glauben“ in all seinen Facetten zu finden. Während bei „Es war einmal Indianerland“ viel geschnitten wird, arbeite ich deshalb bei „Stadtrandritter“ viel mit Überblendungen. Es gibt mehrere Ebenen, die übereinander gelegt werden und so entsteht hoffentlich immer wieder eine Irritation, was man eigentlich glauben kann und was nicht. Solche Sachen bringen mir unheimlich Spaß; ich bin mir aber auch sicher, dass diese formalen Entscheidungen beim Lesen eine intensivere Wirkung erzeugen – wenn man sich darauf einlassen kann.

**Das heißt, man muss selbst im Leseprozess die Chronologie des Erzählten herstellen, man muss den Zusammenhang herstellen – so wie das auch die Figuren tun müssen. Gibt es aus Ihrer Sicht überhaupt eine „Wahrheit des Romans“? Ist jede Lektürehaltung berechtigt, oder gibt es aus Ihrer Sicht als Autor eine verbindliche?**

Ich glaube, dass die Zahl der Möglichkeiten, wie man einen Roman lesen kann, begrenzt sein muss. Alles andere wäre sehr unbefriedigend. Als Autor möchte ich schon die Lektüre lenken. Auch wenn ich weiß, dass das nur in begrenztem Maße geht, weil jeder Leser, jede Leserin mit anderem Weltwissen dem Text begegnet. Nichtsdestotrotz: Ich gestalte mit dem Anspruch, mir als idealem Leser genug Freiheiten zu lassen, aber nicht beliebig viele.

**Hat die Tatsache, dass ein Sinnzusammenhang hergestellt werden muss, für Sie auch mit jener fragmentierten Wirklichkeit zu tun, der Jugendliche ausgesetzt sind?**

Literatur ist immer die Behauptung von Ordnung. Das ist richtig so und anders funktioniert Geschichtenerzählen, glaube ich, auch nicht. Wir haben bestimmte Anforderungen an Geschichten. Ganz unabhängig davon, wie sehr wir uns mit solchen Fragen beschäftigen, können wir schnell entscheiden, ob wir mit einer Geschichte zufrieden sind oder nicht, egal ob es Kino oder Literatur ist.

Manchmal ist uns eine Geschichte zu albern, manchmal nicht albern genug. Das hat einfach mit unserer Erwartungshaltung an Unterhaltung zu tun. Wir investieren ja wirklich eine Menge Zeit in einen Roman – in einer Wirklichkeit, in der Zeit sehr knapp ist. Ich denke schon, dass die Belohnung hoch sein muss und dass wir auch ein Stück von unseren alltäglichen Schwierigkeiten und Herausforderungen in einer Geschichte erkennen müssen. Unabhängig, ob da „Jugendroman“ draufsteht oder „Seniorenroman“ oder „Anglerroman“ oder „Frauenroman“ –

**... oder „Kassiererroman“ ...**

... oder „Kassiererroman“. Wir haben einen gewissen Anspruch und der wird immer höher. Die meisten Unterhaltungsromane von vor zwanzig Jahren liest kein Mensch mehr, aus gutem Grund.

**Wie darf man sich den Entstehungsprozess eines a-chronologisch erzählten Romans vorstellen? Beginnen Sie mit Ihrem Schreibprozess am Anfang des Romans oder am Anfang der Handlungschronologie?**

Neulich wurde ich nach einer Schulleseung aus „Es war einmal Indianerland“ gefragt, ob's irgendwann eine richtige Ausgabe des Romans geben wird. Super Frage. Da sind wir wieder bei der Ordnung: Der Schüler hat verstanden, dass man Literatur linear liest – und war nun erstaunt, dass die lineare Ordnung in diesem Fall fehlt. Man kann dann mit einem einfachen Gedankenexperiment zeigen, dass diese lineare Ordnung für uns im Alltag

eigentlich ein Sonderfall ist. Etwa beim Erinnern – und Erinnern ist Erzählen. Wenn ich jemanden hier bitten würde, zu erzählen, was er oder sie letzte Woche erlebt hat, dann beginnt die Rekonstruktion nicht um 8.00 Uhr montags beim Weckerklingeln, gefolgt vom Gang zur Zahnbürste oder zum Toaster, sondern sehr wahrscheinlich würde ein emotionaler Höhepunkt als Ausgangspunkt gewählt werden. Und von da aus entwickelt sich das Erzählen dann weiter.

Und weil ich eigentlich meine Romane auch im Kopf erst einmal erlebe, was immer der schönste Teil der Arbeit ist, kann ich gleich am Anfang des Romans beginnen beim Tippen. Die Chronologie habe ich dann fertig im Kopf. Oder auf dem Papier. Als kleines Exposé.

**Es gibt Figuren in „Indianerland“, die auch in „Stadtrandritter“ wieder vorkommen. Wird das beim dritten Teil der Trilogie, „Zeit für Astronauten“, wieder so sein?**

Man wird als Autor tatsächlich anhänglich. Ich habe vor allen Dingen eine Schwäche für die, die zu kurz kommen. In „Stadtrandritter“ hat Silvesters Freundin Domino eine sehr undankbare Rolle. Als ich einer Kollegin das erste Mal erzählt habe, dass in „Astronauten“ Domino eine der Hauptrollen spielen wird, sagte sie: „Die Bitch?“ Genau, das ist der Punkt, dass man den Figuren Gerechtigkeit widerfahren lassen kann. Und davon tauchen in „Zeit für Astronauten“ gleich eine ganze Reihe auf. Auch Jackie aus „Es war einmal Indianerland“.

**„Indianerland“ wird gerade verfilmt. Wie geht es Ihnen damit?**

Es ist eine Achterbahn der Gefühle. Wenn man etwas geschrieben hat, was des Films würdig ist, denkt man zunächst, oha, es kann gar nicht so schlecht gewesen sein, was man da verzapft hat. Es wirkt wie eine Auszeichnung. Film hat ja eine völlig andere Dimension als Literatur. Also, wenn ich mir überlege, dass dieser Stoff, an dem ich 2009 allein ein paar Monate gesessen habe, heute Arbeitsplätze schafft – das ist irre. Das hätte ich mir damals nie träumen lassen. Auch nicht, dass ich selbst am Drehbuch mitschreibe. Andererseits: Die Filmwelt ist nicht mal halb so kuschelig wie die Welt der Literatur. Es ist, wie man sich das so vorstellt: Es gibt Intrigen, Verwicklungen, Verrat, Verkauf, ... alles, was dazugehört. Es gab zum Beispiel einen Moment, wo auch ich als Drehbuchautor hätte abgelöst werden können. Und ich dachte, wenn ich das Drehbuch nicht fertig schreiben darf, dann schreibe ich einfach den Roman darüber – von der Fülle des Stoffes her wäre das möglich gewesen.

**Sie sind – zumindest habe ich das aus unseren Mailkontakten herausgelesen – ein Meister des Paratextes. Fragebögen scheinen Ihnen eine ganz besondere Freude zu machen!?**

Ja, tatsächlich finde ich Fragebögen eine tolle Form. Und Interviews. Es gibt ja letztlich, finde ich, wenig Tolleres, als Menschen beim Gespräch zuzuhören oder selbst ein gutes Gespräch zu führen. Sie haben diesen sportlichen Aspekt. Gute Gespräche sind immer auch ein Wettkampf: Wer hat die schönste Formulierung und das stichhaltigste Argument? Ich finde auch Streiten toll – ich meine, wenn man sich wirklich streitet und es ernst meint. Unter Freunden, wo man sicher sein kann, es darf gestritten werden. Und man darf am Ende auch verlieren, weil es einen nächsten Streit gibt. Insofern habe ich eine besondere Vorliebe dafür.

Und vielleicht ist die Literatur ein besonders komplexer Versuch, ein Gespräch anzuzetteln. Ich vermute jedenfalls, dass die meisten Autoren und Autorinnen zu schreiben anfangen, weil ihnen keiner zuhört. Was wohl oft daran liegt, dass sie gewohnt sind, nicht viel zu sagen. Und das wiederum liegt vielleicht daran, dass sie sich nicht trauen, viel zu sagen. So kommt eines zum anderen. Auf jeden Fall ist da ja immer eine Menge Lärm hinter der Stirn. Literatur ist unheimlich gut darin, den hörbar zu machen.



# Jungsein ist etwas Großartiges

(2019)

## über das literarische Schaffen

*Mai 2019: Im Rahmen der Heidelberger Literaturtage fand live vor Publikum das „Heidelberger Kinderliteratur-Gespräch“ statt. Die Fragen bei der 90-minütigen Veranstaltung stellte Karin Vach, Professorin für Literaturdidaktik am Institut für deutsche Sprache und Literatur an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg und Leiterin des dortigen Zentrums für Kinder- und Jugendliteratur. Die Antworten wurden für die Textfassung gründlich bearbeitet. Der Verlauf und die Inhalte sind im Großen und Ganzen aber noch dieselben.*

**Herzlich Willkommen zum Heidelberger Kinderliteratur-Gespräch hier im Spiegelzelt auf dem Universitätsplatz bei den Heidelberger Literaturtagen. Ganz besonders freue ich mich, dass Nils Mohl heute zu Gast bei uns ist, einer der profiliertesten Autoren für Jugendliteratur und junge Erwachsene im deutschsprachigen Raum. Er ist mit zahlreichen Preisen und Stipendien ausgezeichnet worden und nicht nur ein renommierter Schriftsteller, sondern ist auch bekannt dafür, dass er viel über sein Schreiben und seine Art Geschichten zu erzählen nachdenkt. Seine Poetik soll deshalb auch hier zur Sprache kommen. Wir werden in die verschiedenen Bücher hineinschauen und einen kleinen Durchgang durch das Werk von Nils Mohl machen. Wir beginnen mit Ihrem ersten Buch, das gar kein erzählender Text ist. Es heißt „High & Low Level Litbizz“ und es beschäftigt sich mit der Rolle des Autors im Literaturbusiness. Sie räumen in diesem Buch mit unseren romantischen Vorstellungen auf, dass ein Autor zu Hause sitzt, an seiner Sprache feilt und darauf bedacht ist, ein literar-ästhetisch anspruchsvolles Werk hervorzubringen.**

Es ist tatsächlich ein Schock für mich gewesen, als mir klar wurde, dass ein Autor zugleich Künstler und Unternehmer sein muss. In meiner romantischen Vorstellung war ein Schriftsteller immer jemand, der sich hauptsächlich damit beschäftigen darf, Geschichten zu erzählen, mit Sprache zu arbeiten und all diese Dinge. Aber natürlich müssen Kunst und

Kunstschaffende auch vermarktet und gemangt werden, sonst bleibt alles ja nur Hobby.

**Sie zeigen, dass es ein hartes Geschäft ist, Schriftsteller zu sein. Sie zeigen, dass Management-Aufgaben nötig sind, um im Literaturbusiness zu bestehen. Durch diese ironisch-reflektierende Darstellung bekommt man den Eindruck, dass Sie als Schriftsteller gar nicht in so ein Business rutschen und sich am liebsten nur mit Ihren Texten beschäftigen wollten, aber dass das nicht reicht, um auf dem Literaturmarkt nicht unterzugehen.**

Wenn ich etwas auf gar keinen Fall werden wollte, dann Manager. Ich wollte einen Beruf, der anders ist als die anderen, ich wollte keinen Job mit Chef und Kleiderordnung. Ich wollte gerne gestalten, nicht einfach nur Geld verdienen. Mir ging dann beim Schreiben von „High & Low Level Litbizz“ noch einmal sehr deutlich auf, dass es mit der Schriftstellerei zwar nie ohne Geschäftssinn etwas werden wird, aber dass Kunstschaffende letztlich Unternehmer sind. Das hat mir geholfen. Man managt sich zwar auch selbst, doch im Grunde bleibt man tatsächlich jemand, der etwas herstellt, der etwas anbietet, der von seiner Sache überzeugt ist. Manager können heute einen Fußballclub und morgen theoretisch eine Wurstfabrik managen. Gute Unternehmer sind dagegen festgelegter, glaube ich, werden außerdem oft von der Überzeugung angetrieben, dass das, was sie tun, wirklich die Menschheit voranbringen könnte. Das war auch immer meine Idealvorstellung vom Schriftsteller-Dasein. Unterm Strich bedeutet das trotzdem, es reicht nicht, gut zu schreiben. Man muss auch Fähigkeiten entwickeln, die ich nicht hatte und die ich nie wirklich haben wollte. Man muss netzwerken, Klinken putzen, Werke und Dienstleistungen anbieten und verkaufen, man muss rechnen und mit Leuten kommunizieren, die sich vielleicht gar nicht dafür interessieren, was man eigentlich macht, sondern vor allem dafür, ob sich eine Zusammenarbeit lohnt. Wirtschaftlich oder aus Imagegründen. Ich finde das bis heute nicht leicht. Um auf dem Literaturmarkt zu bestehen, reichen literarische Leistungen allein leider nicht. Ständig ist unternehmerisches Geschick gefragt. Finde ich einen guten Verlag? Sage ich an der richtigen Stelle die richtigen Worte? Gebe ich Texte nur aus der Hand, wenn ich mit ihnen selbst zufrieden bin? Und dabei muss man natürlich aufpassen, dass man der bleibt oder wird, der man gerne mal sein wollte.

**In Ihrem ersten Roman „Kasse 53“ scheint bereits viel angelegt, was dann später in Ihrer sogenannten „Stadtrand-Trilogie“ zu finden und weiter entfaltet ist. Die Musik spielt hier wie auch in der Stadtrand-Trilogie auf**

**mehreren Ebenen eine wichtige Rolle. Sie haben mal gesagt, dass es sich bei diesem Roman um eine minimalistische Klangkomposition handelt. Das „Kunde-Zeit-Ware“-Motiv wird wie in einem Musikstück erzählerisch vielfach variiert. Es geht um einen Kassierer an einer Kasse in einer CD-Abteilung eines großen Kaufhauses. Was dieser Kassierer innerhalb einer Woche erlebt, ist überraschend spannend, auch sehr vergnüglich und informativ.**

Ich habe wirklich sehr lange an diesem Roman gearbeitet, weil ich das Gefühl hatte, ich muss erst einmal eine neue Form erfinden, um meine eigenen Erfahrungen als Kaufhauskassierer in Literatur verwandeln zu können. Ich wollte gern einen Roman schreiben, der keine Geschichte hat und klassisches Hollywood-Storytelling vermeidet. Also der Kassierer verliebt sich nicht, der Kassierer wird nicht überfallen, der Kassierer wird nicht entlassen. Aber natürlich braucht man trotzdem Struktur. So entstanden letztlich viele Minigeschichten in der Länge von Kassenbons. Die sind thematisch geordnet und wechseln sich ab mit lexikalischen Einträgen und erzählerischen Beschreibungen des Heimwegs des Kassierers. So bekommt der Roman seinen Rhythmus.

**Es ist Ihnen gelungen, ganz genau zu beobachten oder zu imaginieren, was in so einem Kassiereralltag an der Kasse passiert. Diese Kaufhausatmosphäre ist in diesem vielschichtigen Roman förmlich spürbar.**

Der Kassierer ist, wenn man genau hinguckt, eigentlich ein Künstler und das Ganze ein Künstlerroman. Und das ist auch wenig verwunderlich, würde ich jetzt im Rückblick sagen. Nicht nur wegen des autobiographischen Kerns. Es steckt einfach viel Programm zwischen den Zeilen, wenn man so will. Dieser Kassierer im Roman ist ein sehr glücklicher Kassierer, weil er seine an sich wenig anspruchsvolle Tätigkeit mit einer gewissen Kunstfertigkeit betreibt und als echte Aufgabe sieht. So findet er Erfüllung und Sinn. Um das glaubhaft zu machen, erschien es mir nötig, den Text sprachlich und erzählerisch ähnlich ehrgeizig anzugehen wie der Protagonist seinen Job. Deshalb hat es wahrscheinlich auch vier Jahre gedauert, diesen Roman zu schreiben, obwohl ich sehr gute Produktionsbedingungen hatte.

**Dieser Roman ist zugleich eine Enzyklopädie des Wissens. Ich habe ganz viel gelernt: wie viele Informationen in einer Sekunde auf einen einströmen, Details über bargeldloses Bezahlen oder über Zahlen an sich. Die Zahl 26 zum Beispiel steht zwischen einer Quadrat- und einer**

**Kubikzahl. Also ich weiß jetzt nicht, was das heißt, aber irgendwie hat es mich sehr beeindruckt.**

Und mittlerweile ist es auch ein historischer Roman, der im Jahr 1999 spielt. Die Welt hat sich in den letzten 20 Jahren ja nicht nur an der Kasse stark verändert. Es gab kein Wikipedia, als ich anfang, die ersten Kapitel zu schreiben. Das Wissen, was in dem Buch steckt, habe ich noch mühsam auf herkömmliche Art recherchiert. Und dabei auch für mich gelernt, dass Recherche nicht das ist, was ich am Schriftstellerberuf besonders attraktiv finde. Das Schöne ist doch, dass man als Romanautor, anders als der Journalist und der Wissenschaftler, sich eigentlich ganz auf die eigenen Erfahrungen und die Fantasie verlassen darf, wenn man möchte. Vielleicht ist das sogar das Beste, um etwas anderes als Einheitsware zu schaffen. Hilfreich scheint mir außerdem, von den Nischen der Welt zu erzählen, in denen sich nicht jeder auskennt. Oder die gerne von der Literatur übersehen werden. Wie Kaufhauskassen. Deshalb habe ich mir eigentlich einen Riesenerfolg von diesem Buch versprochen, weil das Genre des Kassiererromans wirklich noch nicht ausgereizt schien. Aber tatsächlich hat die Verlagssuche dann auch wieder vier lange, lange Jahre gedauert, und das war die schrecklichste Zeit meines Schriftstellerlebens. Zu wissen, dass man eigentlich fertig ist mit dem Roman, aber nicht zu wissen, ob das andere Menschen interessiert.

**Kommen wir nun zu Ihrem bisherigen Hauptwerk, zur sogenannten Stadtrand-Trilogie. Der erste Band heißt „Es war einmal Indianerland“, wurde 2012 mit dem Deutschen Kinder- und Jugendliteraturpreis ausgezeichnet. Es folgt der zweite Band, „Stadtrandritter“ und dann der dritte Band, „Zeit für Astronauten“. Dazwischen steht noch „Mogel“, ein Buch, das auch in den Erzählkosmos gehört und sich in die Trilogie hineingemogelt hat.**

Es ist vielleicht die weltweit einzige Trilogie mit vier Bänden, ja.

**Wenn wir alle Seiten aller Bände zusammenzählen, dann sind es über 1500 Seiten. Es gibt verschiedene Erzählperspektiven, verschiedene Erzählerstimmen. Es ist diese großartige Textkomposition, deren Besonderheit die zugrundeliegende Zeitstruktur ist. Es ist wie ein Film auf Papier, denn wir können in diesem mehrbändigen Roman in verschiedene Zeiten springen. Wir können vorspulen, zurückspulen und in der Gegenwart des Erzählens bleiben. So wie wir uns einen Videofilm anschauen und dann mal vor- und wieder zurückgehen, werden die Geschichten nicht chronologisch erzählt. Dennoch ist diese zeitliche Unordnung genau richtig.**

Es ist vielleicht das Klischee schlechthin, dass Menschen in der Adoleszenz oft sehr durcheinander wirken. Also könnte man die scheinbare Unordnung tatsächlich als recht stimmiges Erzählkonzept empfinden. Das geht aber nicht allen so. Ich habe neulich das Vergnügen gehabt, an einer Schule in Süddeutschland zu lesen. Und da kam mir eine sehr junge Lehrerin sehr freudestrahlend entgegen. Die hatte gerade „Es war einmal Indianerland“ mit ihrer 8. Klasse gelesen und verkündete dann, sie habe extra für ihre Schüler den Roman vorher sortiert.

**Didaktisiert, sehr schön (lacht).**

Und da war ich ganz erstaunt und wollte natürlich wissen, ob das denn funktioniert hat. Und sie sagte, ja, wunderbar, die Geschichte habe alle sehr berührt und mitgenommen. Dabei ist der Witz an einem guten Roman doch eben gerade nicht nur die Geschichte an sich, im Sinne von Inhalt und Handlung, sondern eben auch, dass die Geschichte auf eine Art und Weise erzählt wird, die zum Inhalt passt. Und weil hier von jemandem erzählt wird, der an einem Punkt in seinem Leben ist, an dem ihm alles um die Ohren fliegt, wollte ich gerne, dass sich das in der Form auch widerspiegelt. Der Held kämpft darum, Ordnung zurück in sein Leben zu bringen – und beim Lesen sollte man erleben, wie sich das anfühlt. Also hat die Lehrerin, die es so gut gemeint hat, ihren Schülern eigentlich die Möglichkeit genommen, diese Lektüreerfahrung zu machen.

**Wenn man sich auf Ihre Erzählungen einlässt, dann ist das für uns als Leserinnen und Leser sehr spannend, wie nach und nach die einzelnen Puzzleteile sich zusammensetzen und dann ein Gesamtbild entsteht. Für das Schreiben stelle ich es mir umgekehrt sehr anspruchsvoll vor, das ganze Geschehen so im Blick zu behalten. Bestand nicht die Gefahr, während des Schreibens durcheinander zu kommen? Wie ist es für den Schreibprozess gewesen?**

Natürlich bin ich ein Genie und möchte diesen Eindruck auf gar keinen Fall zerstören (lacht). Doch tatsächlich sind wir wohl alle Genies und verfügen über erstaunliche Fähigkeiten als Erzählerinnen und Erzähler. Wenn wir anderen Menschen von uns erzählen, springen wir ständig in der Zeit hin und her. Wir nehmen das Leben zwar als ein Kontinuum wahr, aber im Alltag verarbeiten wir doch eine Fülle sehr unterschiedlicher Informationen, die pausenlos auf uns einströmen und die wir uns später oft in einer ganz anderen Reihenfolge wieder ins Gedächtnis rufen. Gefühlt befinden wir uns permanent in der Gegenwart, klinken uns aber andererseits ständig aus dieser Gegenwart aus. Manchmal lässt sich das auch schön auf der Straße beobachten, wenn Menschen, die in Gedanken abdriften, aus heiterem Himmel selig lächeln, dann sind sie vielleicht

gerade fünf Minuten oder vielleicht zehn Jahre in der Vergangenheit und erleben in der Erinnerung noch einmal etwas sehr Schönes in ihrem Kopf. Was ich sagen will: Diese Technik, sich in verschiedenen Wirklichkeiten und Zeiten hin und her zu bewegen, empfinde ich als gar nicht so außergewöhnlich. Und beim Schreiben versenke ich mich einfach so tief in diese fiktive Welt, dass ich mich darin gedanklich ähnlich bewegen kann, wie ich das aus der Realität auch kenne. Das trainiere ich nun schon lange Zeit. Das empfinde ich deshalb vermutlich auch nicht mehr als sehr anspruchsvoll. Und wenn ich beim Aufschreiben die Dinge, die ich mir vorstelle, ein bisschen anders sortiere, als eine Gymnasiallehrerin das vielleicht tun würde, geschieht das, um bestimmte Wirkungen zu erzielen. Das gehört ja zu meinem Beruf.

**Wir haben über die Zeitstruktur der Romane gesprochen, vielleicht können wir jetzt mal auf den Inhalt eingehen. Es geht viel um Liebe, aber auch um Schmerz und Trauer, um Tod. Es geht um Bandenkriminalität. Eine Kirche brennt. Es sind viele Themen in den Romanen verarbeitet. Die Geschichten sind voll, so wie eigentlich auch das Leben voll ist.**

Ja, und sie handeln alle vom Erwachsenwerden. Ich habe viel darüber nachgedacht, warum ausgerechnet dieses Thema, das übrigens von außen an mich herangetragen wurde, offensichtlich so gut zu mir gepasst hat. Ich war Ende 30, als ich mich gefragt wurde, ob ich nicht Lust hätte, einen Jugendroman zu schreiben, und es kommt mir im Nachhinein vor wie eine Goldader, auf die ich dadurch gestoßen bin. Eine meiner Vermutungen ist, mich hat das Thema letztlich gepackt, weil für mich speziell diese Jahre zwischen 17 und 19 voll intensiver Erlebnisse waren. Was mir heute immer wieder mal einen kleinen Stich versetzt. Ich finde, Jungsein ist etwas Großartiges. Das Leben wirkt in dieser Phase, anders als mit Ende 30, noch viel weniger festgelegt. Und mich schmerzt oft, dass diese Zeit unwiederbringlich vorbei ist. Deshalb fand ich es auch echt schön, durch das Schreiben über das Erwachsenwerden immer wieder ein bisschen jung sein zu dürfen. Wenn ich das erzähle, gucken mich viele Erwachsene oft entsetzt an und sagen, das wäre ihr letzter Wunsch. Sie seien froh, dass das alles hinter ihnen liegt. Und das geht mir eben komischerweise überhaupt nicht so, jeder Roman war ein großes Geschenk. Voller Abenteuer. Mit Roadtrip zum Musik-Festival. Mit Discobesuch in Kostümierung. Mit all diesen Dingen, die alle eher nach schlechtem Fernsehen klingen als nach großer Literatur, wenn man sie aufzählt.

**Aber genau durch die Art Ihres Erzählens werden diese Geschichten besonders und sind dann eben große Literatur. Und es ist ja auch viel**

**Stoff, der in dieser Trilogie mit den vier Bänden verarbeitet wird. Sie haben länger an den Romanen geschrieben. Haben Sie die zeitliche Anordnung für das Gesamtwerk von vornherein geplant oder hat sich das im Laufe des Schreibprozesses durch die einzelnen Geschichten selbst entwickelt?**

Am Anfang stand tatsächlich nur eine einfache Frage: Wie fühlt es sich an, 17 zu sein? Das war der Ausgangspunkt, ganz banal. Und ich habe mich dann erst einmal damit beschäftigt, wie kann ich das erzählen? Was für eine Sprache brauche ich dafür? Ich wollte deshalb auch wissen, wie machen das die anderen? Also habe ich mir ein paar der gerade gängigen Jugendromane angeschaut und mich hat sofort gestört, dass die offenbar in dem Glauben geschrieben wurden, dass man sich am besten sprachlich reduziert. Das wollte ich nicht. Denn mein Eindruck war, das passt überhaupt nicht zur Gefühlswelt, die bei mir mit 17 so enorm komplex war, jedenfalls in meiner Erinnerung. Klar, in dem Alter steht einem nicht die Sprache zur Verfügung, sich ähnlich differenziert auszudrücken, wie man empfindet. Aber was wäre wohl, wenn doch – wie könnte so etwas wohl klingen? Das war der Ausgangspunkt für „Es war einmal Indianerland“: Eine bildreiche Sprache benutzen, die zum Thema passt. Und einen Protagonisten finden, der das trägt. Auf die Art kam ich zu meinem Ich-Erzähler. Und über ihn schließlich zu all den anderen Figuren. Und als der Roman fast fertig war, hatte ich die Idee, mich mit einigen Nebencharakteren noch weiter zu beschäftigen. Ich hatte plötzlich das Gefühl, es gab noch ganz viel zu erzählen.

**Es sind verschiedene Aspekte, die Ihr Erzählen so außergewöhnlich machen. Wir haben bereits vom filmischen Erzählen gesprochen, das sich auf verschiedenen Ebenen niederschlägt. Auf der paratextuellen Ebene haben wir diese Symbole, die wir vom Videoplayer kennen. Die Symbole sind jedem Kapitel vorangestellt: also „vor“, „zurück“, „Pause“, „Play“. Und es sind viele Extras wie Making of's und Trailer als Textbausteine in allen Büchern eingebaut. Das kennen wir auch von DVDs, auf denen über den Hauptfilm hinaus noch weiteres Material zu finden ist. Zudem gibt es Listen von Musiktiteln, Soundtracks, in den Romanen, so dass über das Lesen hinaus die Rezeption zu einem audiovisuellen Gesamterlebnis werden kann. Was mich jetzt zu der Frage veranlasst, was für Sie das filmische Erzählen bedeutet.**

Ich bin Anfang der 1970er Jahre geboren und damit Teil einer Generation, die mit dem Fernsehen großgeworden ist. Und so gerne ich gelesen habe, genauso gern habe ich Filme geguckt, mein Leben lang. In gewisser Weise ist meine Idealvorstellung von Literatur auch, dass beim Lesen ein Film im Kopf abspult. Durchs Aufwachsen mit ganz vielen bewegten Bildern ist es

vermutlich zu dieser Vorliebe gekommen. Wahrscheinlich schreibe ich deshalb auch grundsätzlich alles im Präsens – das ist ja das Tempus des Kinos. Und ich denke, das filmische Erzählen lädt auf eine recht sympathische Weise dazu ein, sich manipulieren zu lassen. Es diktiert den Lesenden nicht direkt, was sie zu empfinden haben. Sondern indirekt über die Vorstellungen, die bei der Lektüre entstehen. Was wiederum hilft, die Emotionen zu verstärken, die über die Sprache transportiert werden, ohne dass man mit dem Zaunpfahl winken müsste. Das ist letztlich für mich natürlich auch etwas Handwerkliches. Denn das filmische Erzählen findet beim Schreiben zunächst ja auf einer ganz konkreten Ebene statt. Also, man schreibt etwas hin und liest sich das durch und denkt, man möchte am liebsten tot vom Stuhl fallen, weil so möchte man das nicht noch einmal lesen, und das darf auch kein anderer lesen, und dann streicht man es weg, und dann schreibt man es wieder neu hin. Bis das Gefühl aufkommt, jetzt hat man mal so einen Absatz, der funktioniert. Da funktionieren die Bilder im Kopf und da läuft der Film auf eine Weise ab, wie man sich das vorstellt. Ein langer Prozess. Und wenn man dann hinten beim letzten Satz ankommt, ist man nicht mehr der Gleiche, der man war, als man los geschrieben hat.

**Der Mikrokosmos Stadtrand, der ist ganz zentral für die Romane. Genauso gibt ein Set von Figuren, eine Art Figurengeflecht, das sich durch alle Bücher zieht, wengleich sich die Relevanz der einzelnen Figuren wandelt. Was hat Sie dazu bewegt, in diesem kleinen Rahmen zu bleiben?**

Ich bin selbst in einem Plattenbauviertel am Stadtrand von Hamburg aufgewachsen. Und mein Eindruck war immer, dass bei den Lesenden exotische Orte hoch im Kurs stehen. Das können die Küsten Irlands sein. Das können aber auch Welten sein, die gar nicht von dieser Welt sind – wie Hogwarts. Orte mit einer besonderen Atmosphäre. Und ich sagte ja schon, dass ich Nischen mag, die nicht jeder kennt, und mir gerne Recherchen erspare. So kam ich sehr schnell darauf, dass es eine gute Idee sein könnte, den Ort meiner eigenen Jugend als Modell zu wählen. Tatsächlich schien mir das auch thematisch gut zu passen. Wenn man erwachsen wird, kämpft man ja oft darum, für voll genommen zu werden. Und da passen Hochhäuser als Kulisse gar nicht schlecht, weil sich dieses Gefühl von Klein-Sein, von Machtlosigkeit im Schatten dieser Betonklötze praktisch wie von selbst einstellt. Und ich mag es erzählerisch gerne, wenn sich viel von der Innenwelt der Figuren in die Außenwelt projizieren lässt. Außerdem ist es wichtig, dass Schauplätze Kontraste erzeugen. Da ist ein prekäres, städtisches Umfeld sehr dankbar. Man kann damit soziale Unterschiede erzählerisch wirkungsvoll gestalten oder zum Beispiel Ausbrüche leicht schildern. In „Zeit für Astronauten“ öffnet sich deshalb der Kosmos dann



auch sehr weit. In dem Buch geht es um die Hoffnung und ums Reisen. Im Süden Europas erfahren die Figuren die Fremde und entdecken sich selbst dadurch neu.

**Es ist für uns als Leserinnen und Leser sehr spannend, wenn auf einmal eine Figur wieder auftaucht, die wir schon kennengelernt haben. Das ist dann so etwas wie ein Wiedersehen oder ein Zusammentreffen von guten Bekannten. Es gibt einige Figuren, die gute Entwicklungen machen und durch ihre Schwierigkeiten des Alltags durchkommen, und andere, die scheitern und auf der Strecke bleiben. Das tut dann weh, wenn nicht für alle die Geschichte gut endet. So ist das im richtigen Leben auch, oder?** Ja, ich fürchte, ja. Wobei es in Geschichten alles meist noch einmal dramatisch zugespitzt wird. Ursache und Wirkung lassen sich deshalb viel leichter nachvollziehen. Denn die Konvention will einfach, dass der Protagonist Teil eines Entwicklungsprozesses ist – mit einem Ergebnis am Ende. Das ist mir selbst erst in den letzten Jahren wirklich aufgegangen: In Geschichten stecken immer bestimmte Lernkonzepte, wenn man so will. Im Grunde sind es drei Grundmuster, verkörpert durch drei Heldentypen. Held, Anti-Held, Superheld. Der Superheld bringt es am Schluss immer zu einer gewissen Meisterschaft – wie die Detektivfigur etwa, die klug einen Fall löst. Der klassische Held sieht ein, dass er sich ändern muss und bringt ein Opfer – wie in Liebesgeschichten zum Beispiel, wenn man im Zweifel sogar in den Tod für die angebetete Person geht. Und schließlich gibt es noch den Anti-Helden, der starrsinnig Haltung bewahrt und damit die Welt herausfordert. Das geht leider auch nicht immer gut. Manchmal ändern Anti-Helden so die Welt, manchmal müssen sie für ihre Überzeugungen über die Klinge springen. Das ist dann immer hart. Aber literarische Figuren können uns natürlich durch das Beispiel, das sie uns geben, helfen, unsere eigenen Lern- und Entwicklungskonzepte für das realen Leben zu überdenken.

**Die Frage nach den Herausforderungen des Lebens und unserer Haltung betrifft letztlich auch die Frage, welche Rolle Literatur haben kann. Das Thema „Liebe, Glaube, Hoffnung“ ist ja etwas, was Sie als großen Bogen in dieser Trilogie umgesetzt haben. Können Sie uns genauer erläutern, was Sie dazu bewegt hat?**

In der Jugend werden lauter Weichen gestellt. Hier entscheidet sich mit, wie wir später als Erwachsene lieben, glauben, hoffen. Die christlichen Tugenden stehen für mich auch immer für drei Blickrichtungen – in die Gegenwart, in die Vergangenheit, in die Zukunft. Wir leben in einem ständigen Hin und Her zwischen diesen Zeitebenen. Mich hat einfach

interessiert und fasziniert, wie sich das auf das Handeln von Heranwachsenden auswirkt. Und spannend fand ich zudem die Frage, mit was für unterschiedlichen Bedeutungen wir diese übergroßen Begriffe Liebe, Glaube, Hoffnung füllen können und füllen. Und wie wir als junge Menschen mit unseren Überzeugungen uns gern selbst ständig im Weg stehen. Solche Sachen lassen sich durch das Erzählen und durch Geschichten ja schön zeigen.

**Und wie hängen der Wilde Westen, die mittelalterlichen Ritter und die Welt der Raumfahrt damit zusammen, die ja den einzelnen Romanen bereits im Titel eingeschrieben sind?**

Der Wilde Westen steht prototypisch für all diese modernen Popmythen, von denen es zahllose gibt. Das ist eine abgeschlossene Welt mit eigenen Bildern und eigener Sprache, ein eigener Kosmos. Wie der Kosmos der Ritter und inzwischen auch der Kosmos der Astronauten. Jetzt jährt sich dieser Tage ja die Mondlandung zum 50. Mal. Das ist eigentlich ein schönes Beispiel. Denn neben diesem historischen Ereignis existieren unzählige Geschichten, die alle mit diesem Ereignis durch Motive und ein besonderes Vokabular miteinander verbunden sind. Begriffe wie Countdown oder Rakete stammen klar aus diesem Fundus. Und natürlich gibt es in allen diesen Welten auch ein besonderes Personal mit besonderen Idealen. Mir haben diese modernen Mythen beim Schreiben der Romane enorm geholfen, eine Folie zu entwickeln, die Atmosphäre und Stimmung schafft. Was wiederum für die Wirkung sehr wichtig ist. So habe ich etwa versucht, in „Stadtrandritter“ eine Brücke vom heute ins Mittelalter zu schlagen, um den Trauma-Erfahrungen der jungen Menschen in der Geschichte die nötige Düsternis zu verleihen.

**Mit Blick auf „Zeit für Astronauten“ fand ich die Ausführungen unter der Überschrift „Futur II“ sehr faszinierend. Hier werden die Perspektiven der Figuren für die nähere und weitere Zukunft dargestellt wie zum Beispiel 67 Tage später, 10,3 Jahre später oder 49,9 Jahre später. Das macht deutlich, was passiert, wenn die Schienen so oder so gelegt werden.**

Es liegt in der Natur der Sache, dass ganze Lebensläufe in der Jugendliteratur nur selten vorkommen – allein deshalb fand ich das auch ganz spannend. Und gerade, weil es in dem Roman um das Thema Hoffnung geht, war das eine schöne Möglichkeit, deutlich zu machen, wie unsere Geschicke gelenkt werden. Indem wir eben tatsächlich in der Gegenwart ständig Entscheidungen treffen, auch manchmal sehr kleine Entscheidungen, gestalten wir dadurch die Zukunft jedes Mal mit. Ja, vielleicht nimmt die Zukunft durch eine dieser winzigen Entscheidung

einen komplett anderen Verlauf. Heißt auch, wir nehmen ständig Einfluss auf unser Leben, haben die Möglichkeit, es selbst zu gestalten. Das ist toll und erschreckend zugleich. Und das hat mich als Erzähler einfach begeistert, damit zu spielen, dass kleine Dinge sehr große Auswirkungen haben können.

**Das ist etwas, mit dem man sich in der Realität auch selbst viel beschäftigt. Da fragt man sich ja auch manchmal, welche Konsequenz eine Entscheidung wohl hat.**

Ja, es wird einem immer wieder schwindlig, wenn man überlegt, was speziell junge Menschen noch an Zeit vor sich haben und wie früh die Weichen oft gestellt werden. Ich gebe zu: Das lässt mich in der Wirklichkeit leider manchmal richtig verzweifeln. In den letzten Jahren ging mir das zumindest in einigen Schulprojekten so, als ich an sogenannten Brennpunktschulen als Schreibcoach mit Jugendlichen gearbeitet habe. Es ist nicht leicht auszuhalten, wenn man 15-Jährigen in die Augen guckt und schon zu wissen meint, was die Zukunft bringt, dass sie auf eine Zukunft zusteuern, in denen ihnen wahrscheinlich viele Chancen genommen sein werden. Wenn man sieht, dass es schwer für sie werden wird, ihr Leben selbst so zu gestalten, wie sie es sich wünschen, weil sie bereits jetzt dazu verurteilt sind, aufgrund ihrer Herkunft, aufgrund ihrer Fähigkeiten und aufgrund der fehlenden Unterstützung ein Leben zu führen, in dem eine freie Entfaltung nicht vorgesehen ist. Wenn man zum Beispiel beobachtet, dass jemand rein motorisch nicht in der Lage ist, Buchstaben aufs Papier zu bringen, dann kann man sich ja ungefähr vorstellen, was für Möglichkeiten so ein Jugendlicher später in unserer Welt haben wird. Und das ist eigentlich der wahre Horror: Wenn man sich überlegt, da liegen vor diesen jungen Menschen im Zweifelsfall noch 65 Jahre und mehr, die sich nur sehr bedingt selbstbestimmt gestalten lassen. Aber es bleibt andererseits ja immer die Hoffnung, dass sich vielleicht doch noch durch ein besonderes Ereignis, eine wichtige Entscheidung alles zum Guten wendet ...

**Herr Mohl, vielen Dank für das Gespräch, für Ihren Einblick in Ihre Romane und Ihren Schreibprozess. Wir sind gespannt auf das, was wir zukünftig von Ihnen lesen werden.**

\*

Nachtrag, März 2022

**Nach unserem Gespräch in Heidelberg 2019 sind drei neue Bücher von Ihnen erschienen. Zwei Lyrikbände im Jahre 2020, einer für Kinder und einer für Jugendliche. Und im Jahre 2021 ist ein Buch mit dem Titel „An die, die wir nicht werden wollen“ veröffentlicht worden. Der Untertitel markiert, dass es sich um einen außergewöhnlichen Text handelt, um eine so genannte „Teenager-Symphonie“. Dass Nils Mohl nicht nur Geschichten gut erzählt, sondern auch lyrische Texte schreiben kann, und das mit viel Hintersinn und Wortwitz, war eine Überraschung und zugleich ein großes Geschenk für die Leserinnen und Leser. Wie kam es zur Lyrik?**

Sie war immer da. Was von einem Autor sichtbar wird, ist ja meist nur ein Ausschnitt des Werks, in der Regel der verkäufliche Teil. Manchmal wohl nicht verkehrt, dass es so ist, manchmal schade. Darüber spricht man erstaunlich selten im Betrieb – selbst recht etablierte Autoren können nicht einfach veröffentlichen, was sie wollen. Und ich bin wahnsinnig dankbar, dass ich relativ spät im Leben noch als Lyriker debütieren durfte. Der Impuls kam durch den Tod meines Vaters. Er ist in den eigenen vier Wänden gestorben und aus seinem Zimmer habe ich an dem Tag den Guggenmos-Band „Was isst die Maus am Donnerstag?“ mitgenommen, vielleicht um etwas zu haben, was mich mit ihm verbindet. Zu der Zeit hatte ich das erste Mal seit rund einem Jahrzehnt auch keine vertraglichen Verpflichtungen. Es gab keine besonderen Pläne, keine besonderen Begehrlichkeiten von Verlagen. Und so kam eins zum anderen. Mein Vater war jemand, der Kinderbücher und Reime immer geliebt hat. Ich bin mir sicher, er hätte „könig der kinder“ und „tänze der untertanen“ sehr gemocht. Ein paar Gedichte daraus hat er sogar gekannt. Die meisten allerdings sind erst in den Wochen und Monaten nach der Beerdigung entstanden. Ich bin auf die Art, wenn man so will, in meine Kindheit zurückgekehrt. Praktisch gleichzeitig aber ging auch die Kindheit meiner eigenen Kinder zu Ende. Noch so ein Einschnitt. Es war unheimlich schön, in diesen einfachen Versen auch ein bisschen davon archivieren zu können.

**Könnten wir uns auf mehr von Ihnen in dieser Gattung freuen?**

Das ist tatsächlich einer meiner größten Wünsche als Autor. An mir wird es nicht scheitern. Meinetwegen könnte jedes Jahr ein neuer Band mit Gedichten erscheinen. Für wenigstens ein halbes Jahrzehnt hätte ich bereits vorgesorgt. Denn tatsächlich war die Arbeit an den beiden Büchern so beglückend, dass ich seither mit dem Dichten nicht wieder aufgehört

habe. Es ist beinahe eine Art Sucht. Und Lesungen mit Lyrik sind überhaupt das Tollste. Näher komme ich dem Punkrocker-Dasein sicher nicht mehr. Man hat eine Setlist, ein kleines Bühnenprogramm und eine Stunde lang dann jede Menge Spaß.

**In der Teenager-Symphonie geht es um die Schwelle vom Jugendlichen zum Erwachsenen, es geht um die Frage, die alle Heranwachsenden, und hoffentlich auch noch Erwachsenen, umtreibt, nämlich was man vom Leben will. Das Thema des Erwachsenwerdens ist eines, das sich durch Ihre Texte zieht und das hier nun noch einmal ganz neu aufbereitet wird. Wir finden verschiedene Textsorten und Stimmen vor, die Einfluss auf die Lebensentscheidungen nehmen wollen, Konzepte reflektieren und in dieser Vielstimmigkeit auf das Ich einströmen. Neu ist hier über die Dichte der verschiedenen Textsorten und Textbausteine hinaus auch das Zusammenspiel von Sprache, Bild und Typografie. Die bildliche und typografische Gestaltung war vermutlich ursprünglich, in den ersten Anfängen des Textes, nicht mit eingeplant. Welche Bedeutung hat die Arbeit von Regina Kehn für dieses Buch?**

Die typographische Gestaltung war tatsächlich von Anfang an Teil des Ganzen – meine Textdokumente sehen dem gedruckten Buch ziemlich ähnlich. Aber Regina Kehns Bedeutung ist zweifellos riesig. Erst durch sie ließ sich die Teenager-Symphonie überhaupt vollenden, denke ich heute. Jede Silbe ist abgezählt. Jedes Satzzeichen bedeutet mir etwas. Ich werde sicherlich nie wieder so lange an einem Text arbeiten – und dieses Buch kommt dem, was ich mir als Schriftsteller von mir selbst immer erträumt habe, so nah wie keins meiner anderen Werke. Aber genau deshalb war es so beglückend, am Ende die Kontrolle abzugeben. Regina hat durch ihren Beitrag ja nicht nur ein bisschen Ornament hinzugefügt. Sie hat mit dem Text das gemacht, was ich mir von allen Menschen wünsche, die sich mit ihm beschäftigen mögen. Sie hat sich auf ihn wirklich eingelassen. Sie hat ihn auf ihre Art fortgesponnen und damit sichtbar gemacht, dass dieses Buch eine Einladung ist, sich verführen, sich irritieren und inspirieren zu lassen. Und das scheint mir ja immer die Idee von Literatur zu sein, jedenfalls von der, wie ich sie mag: Dass sie uns ein bisschen freier und reifer macht, dass sie uns hilft, uns in ihr neu zu entdecken.

**Sie haben selbst bekannt gegeben, dass es sich hier um einen Text handelt, der Sie schon länger begleitet hat. Wie kam es dazu, diesen Text nun erneut anzugehen und fertigzustellen?**

Das hat auch wieder mit biographischen Zäsuren zu tun. Durch den Tod meines Vaters bin ich ja gewissermaßen in die erste Reihe vorgerückt. Es

sind letztlich unsinnige Rechenspiele, aber wenn ich sein erreichtes Alter als Maßstab nehme, bleibt mir ungefähr noch ein Vierteljahrhundert. Und natürlich habe ich mich gefragt, was würde ich in der mir verbleibenden Zeit gerne noch tun, schaffen und erleben. Und die Teenager-Symphonie stand ganz oben auf meiner Liste. Ein echtes Herzensprojekt – und ich dachte, es wäre ein wunderbares Geschenk an mich selbst zum 50. Geburtstag. Vielleicht sogar der perfekte Schlusspunkt für mich als Autor. Denn auch das frage ich mich nun schon eine ganze Weile: Es ist so viel erreicht, gleichzeitig bleiben die Widerstände enorm hoch – warum nicht aufhören?